

Die Zeit des Wartens: Die Chronik der Familie Cazalet Roman (Cazalet-Chronik 2) (German Edition)

Pages: 607

Publisher: dtv (November 30, 2018)

Format: pdf, epub

Language: German

[DOWNLOAD FULL EBOOK PDF]

Elizabeth Jane Howard

Die Zeit des Wartens

Die Chronik der Familie Cazalet

~ Band 2 ~

Roman

Aus dem Englischen übersetzt

und mit Anmerkungen versehen

von Ursula Wulfekamp

Für Dosia Verney

Stammbaum der Familie Cazalet

Die Familie Cazalet und ihr Personal

Was bisher geschah

Die folgende Vorgeschichte dieses Romans ist für Leserinnen und Leser gedacht, die mit dem vorhergehenden Band *Die Jahre der Leichtigkeit* nicht vertraut sind.

William und Kitty Cazalet, von der Familie »der Brig« und »die Duchy« genannt, haben ihr Haus in der Chester Terrace in London geschlossen und leben nur noch in ihrem Landsitz Home Place in Sussex. Die Augen des Brig lassen immer mehr nach, und so arbeitet er zunehmend seltener in der Holzfirma, die er zusammen mit seinen beiden älteren Söhnen Hugh und Edward leitet. Darüber hinaus gibt es noch den jüngsten Sohn Rupert sowie die ledige Tochter Rachel.

Hugh ist mit Sybil verheiratet, sie haben drei Kinder. Polly, die Älteste, ist zu Beginn dieses Romans vierzehn und wird gemeinsam mit ihrer Cousine Clary zu Hause unterrichtet. Der dreizehnjährige Simon besucht zusammen mit seinem Cousin Teddy ein Internat, William (Wills) ist gerade zwei geworden. Der zweite Sohn, Edward, ist mit Villy verheiratet (Viola Rydal, deren verwitwete Mutter Lady Rydal generell als Zuchtmeisterin gilt). Sie haben vier Kinder. Die sechzehnjährige Louise sitzt seit Kurzem nicht mehr mit ihren Cousins im häuslichen Unterricht, sondern hat bereits ein Trimester an einer Hauswirtschaftsschule absolviert. Ihr Bruder Teddy, der ausgesprochen sportlich ist, geht seit zwei Jahren auf ein Internat, während die achtjährige Lydia eine kleine Tagesschule besucht. Roland (Roly) ist vier Monate alt und damit das Nesthäkchen.

Der dritte Sohn, Rupert, war mit Isobel verheiratet, mit der er zwei Kinder hatte: Clary, die im selben Alter wie Polly ist und mit ihr zusammen Unterricht erhält, und den mittlerweile achtjährigen Neville, der in London eine Tagesschule besucht. Isobel starb bei Nevilles Geburt, Ruperts zweite Frau Zoë ist mit ihren vierundzwanzig zwölf Jahre jünger als er. Die beiden haben keine Kinder.

Die unverheiratete Tochter Rachel kümmert sich um ihren nahezu blinden Vater und engagiert sich in der Kinderherberge, einer Wohltätigkeitseinrichtung, die zu Beginn des Romans gerade zum zweiten Mal aus London in ein Haus des Brig ganz in der Nähe von Home Place evakuiert wird. Rachels gute Freundin heißt Margot Sidney, wird aber allgemein Sid genannt; sie unterrichtet Geige und lebt in London, ist aber häufig in Home Place zu Gast.

Edwards Frau Villy hat eine Schwester, Jessica, die mit Raymond Castle verheiratet ist. Die beiden haben vier Kinder – weitere Cousins und Cousinen für die Cazalet-Kinder. Angela, deren erste unglückliche Liebe Rupert Cazalet galt, ist mittlerweile zwanzig und arbeitet in London. Der sechzehnjährige Christopher interessiert sich für alles, was mit Natur zu tun hat, und ist ein überzeugter Pazifist. Nora, ein Jahr älter als er, besuchte mit Louise die Hauswirtschaftsschule. Judy ist mit neun Jahren die Jüngste und geht auf ein Internat.

Am Ende von *Die Jahre der Leichtigkeit* erbten die Castles von einer Großtante Raymonds ein Haus und etwas Geld, sodass sie ihr schäbiges Zuhause in East Finchley aufgeben und in das Haus der Großtante in Frensham, Surrey, ziehen konnten.

Miss Milliment ist die sehr alte Hauslehrerin der Familie; sie war bereits Villys und Jessicas Gouvernante und unterrichtet jetzt Clary und Polly.

Diana Mackintosh ist Edwards Geliebte; von seinen vielen Affären ist diese die ernsthafteste. Diana ist verheiratet und hat drei Kinder.

Abgesehen von Home Place, dem Familiensitz, besitzt der Brig zwei in der Nähe gelegene Häuser, die er im Lauf der vergangenen Jahre erwarb und renovieren ließ: die Mill Farm, die gegenwärtig von der Kinderherberge genutzt wird, und das Pear Tree Cottage, das als Ausweichquartier für die Cazalets und die Castles dient.

Die drei Cazalet-Söhne unterhalten jeweils ein Haus in London. Hughs und Sybils ist in Ladbroke Grove, dort wohnt Hugh unter der Woche, wenn er in London arbeitet. Das Haus von Edward und Villy steht in der benachbarten Lansdowne Road, wo sie während der Schulzeit der Kinder leben. Rupert und Zoë besitzen ein kleines Haus in Brook Green.

Die Cazalets beschäftigen eine ganze Reihe von Dienstboten, die wesentlichsten in diesem Roman sind: die Köchin Mrs. Cripps, der Chauffeur Tonbridge, der Gärtner McAlpine und sein Gärtnerjunge Billy, der Pferdeknecht Wren, das Hausmädchen Eileen – die alle in Home Place sind – sowie Ellen, Ruperts Kindermädchen für Clary und Neville, die seit der Geburt von Wills und

Roland mehr denn je zu tun hat.

Die Jahre der Leichtigkeit endete 1938 mit Chamberlains Ansprache nach dem Münchner Abkommen – »ein ehrenhafter Friede«. *Die Zeit des Wartens* setzt ein Jahr später ein, nach dem Überfall der Deutschen auf Polen. Alle Zeichen stehen auf Krieg. Aus den Großstädten werden Kinder evakuiert, die Menschen warten darauf, dass Chamberlain das Ergebnis des britischen Ultimatums an Hitler verkündet.

Home Place

September 1939

Jemand hatte das Radiogerät ausgeschaltet, und trotz der vielen Menschen im Raum herrschte absolute Stille – in der Polly spürte und beinahe auch zu hören glaubte, wie ihr Herz klopfte. Solange niemand sprach und sich niemand bewegte, herrschte noch Frieden, die allerletzten Minuten ...

Aber der Brig, ihr Großvater, bewegte sich doch. Schweigend stand er auf, blieb einen Moment stehen, legte eine Hand zitternd auf die Lehne seines Stuhls und fuhr sich mit der anderen langsam über die trüben Augen. Dann ging er durch den Raum und gab seinen beiden ältesten Söhnen, Pollys Vater Hugh und ihrem Onkel Edward, nacheinander einen Kuss. Sie wartete, dass er auch Onkel Rupe küsste, doch das tat er nicht. Sie hatte ihn noch nie einen Mann küssen sehen, aber das hier erschien ihr eher wie eine Entschuldigung und eine Ehrenbezeugung. Es ist dessentwegen, was sie durchgemacht haben, als es das letzte Mal Krieg gab, und weil es umsonst war, dachte sie.

Polly sah alles. Sie sah, dass Onkel Edward den Blick ihres Vaters auffing und ihm zuzwinkerte, und dass sich das Gesicht ihres Vaters verzog, als erinnerte er sich an etwas, an das zu denken er kaum ertragen konnte. Sie sah ihre Großmutter, die Duchy, stocksteif dasitzen und Onkel Rupert mit einem Ausdruck blanker Wut anstarren. Sie ist nicht auf ihn wütend, sie hat Angst, dass er eingezogen wird. Altmodisch, wie sie ist, glaubt sie, es wären nur die Männer, die kämpfen und sterben müssen. Sie versteht nichts. Polly verstand alles.

Allmählich rutschten alle auf ihren Stühlen hin und her, tuschelten miteinander, zündeten sich Zigaretten an, die Kindern wurden zum Spielen nach draußen geschickt. Das Allerschlimmste war eingetreten, und sie machten mehr oder minder weiter wie sonst. Genau das tat ihre Familie in kritischen Situationen. Als es vor einem Jahr einen ehrenhaften Frieden gegeben hatte, da waren alle plötzlich ganz anders gewesen, aber Polly hatte das gar nicht richtig mitbekommen, denn kaum war sie von ihrer Überraschung und Freude überwältigt worden, hatte es sich angefühlt, als hätte ihr jemand einen Schlag versetzt. Sie war in Ohnmacht gefallen. »Du bist weiß geworden und hast die Augen verdreht, und dann bist du umgekippt. Es war maßlos spannend«, hatte ihre Cousine Clary gesagt und das in ihr *Erfahrungsbuch* notiert, das sie führte für die Zeit, wenn sie Schriftstellerin sein würde. Jetzt spürte Polly, dass Clary sie ansah, und gerade, als sich ihre Blicke begegneten und Polly zustimmend nickte, ja, komm, lass uns verschwinden, setzte in der Ferne das an- und abschwellende Heulen einer Sirene ein, und ihr Cousin Teddy rief: »Ein Luftangriff! Wahnsinn! So schnell!«, und alle standen auf, und der Brig sagte, sie sollten ihre Gasmasken holen und in der Halle warten, um gemeinsam zum Unterstand zu gehen. Die Duchy verschwand, um die Dienstboten zu informieren, ihre Mutter Sybil und Tante Villy meinten, sie müssten Wills und Roly aus dem Pear Tree Cottage holen, und Tante Rach sagte, sie müsse zur Mill Farm, um der Vorsteherin mit den evakuierten Kindern zu helfen – kurz, kaum jemand tat, was der Brig wollte.

»Wenn du deine Schreibsachen mitnehmen möchtest, trage ich deine Maske«, erbot sich Polly,

während sie in ihrem Zimmer nach den Kartons mit ihren Gasmasken suchten. »Mist! Wo haben wir sie hin?« Sie hatten sie immer noch nicht gefunden, als die Sirene wieder losging, jetzt aber nicht auf- und abschwelld, sondern mit einem gleichmäßigen Heulton. »Entwarnung!«, rief jemand aus der Halle.

»Muss ein falscher Alarm gewesen sein«, sagte Teddy. Er klang enttäuscht.

»Obwohl wir da unten in dem schrecklichen Unterstand sowieso nichts mitbekommen hätten«, meinte Neville. »Und wahrscheinlich habt ihr schon gehört, sie führen den Krieg als Ausrede an, um nicht an den Strand zu fahren. So etwas Ungerechtes habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gehört.«

»Sei nicht so dumm, Neville!«, zischte Lydia. »In Kriegszeiten fährt man nicht an den Strand.«

Allgemein herrschte eine streitsüchtige Stimmung, fand Polly, obwohl es ein warmer Septembormorgen war, ein Sonntag. Draußen roch es nach Mr. McAlpines Laubfeuer, und alles sah aus wie immer. Die Kinder waren aus dem Salon geschickt worden – die Erwachsenen wollten sich unterhalten, und das ärgerte natürlich alle, die nicht dazugehören durften. »Ist ja nicht so, als würden sie die ganze Zeit Witze erzählen und brüllen vor Lachen, wenn wir da sind«, sagte Neville, als sie in die Halle abzogen. Bevor jemand ihm beipflichten oder widersprechen konnte, steckte Onkel Rupert den Kopf zur Tür des Salons hinaus und rief: »Jeder, der seine Maske nicht finden konnte, geht sie jetzt suchen, und in Zukunft werden sie im Waffenraum aufgehoben. Und zwar zack, zack.«

»Es ärgert mich wirklich, zu den Kindern gezählt zu werden«, sagte Louise zu Nora auf dem Weg hinunter zur Mill Farm. »Sie werden stundenlang zusammensitzen und unser weiteres Leben verplanen, als wären wir Schachfiguren. Wir sollten zumindest die Möglichkeit haben, Einspruch zu erheben, bevor sie uns vor vollendete Tatsachen stellen.«

»Da bleibt einem nichts anderes übrig, als ihnen zuzustimmen und dann zu tun, was man für richtig hält«, antwortete Nora. Womit sie vermutlich meinte, zu tun, was sie wollte, dachte Louise.

»Was hast du nach der Kochschule vor?«

»Dahin gehe ich jetzt nicht zurück. Ich fange eine Ausbildung als Krankenschwester an.«

»O nein, bitte nicht! Bleib doch noch bis Ostern. Dann können wir gemeinsam abgehen. Ohne dich würde es ganz schrecklich werden. Außerdem wette ich, dass sie niemanden unter siebzehn Krankenschwester werden lassen.«

»Mich nehmen sie«, sagte Nora. »Und du kommst bestimmt zurecht. Das mit deinem Heimweh ist doch schon viel besser geworden, das Schlimmste hast du überstanden. Es ist einfach Pech, dass du ein Jahr jünger bist und noch warten musst, um etwas wirklich Nützliches zu machen. Aber dann kannst du viel besser kochen wie ich ...«

»Als ich«, korrigierte Louise sie automatisch.

»Also gut, als ich, und das wird sehr nützlich sein. Du kannst dich beim Militär als Köchin bewerben.«

Eine durch und durch abstoßende Vorstellung, dachte Louise. Im Grunde wollte sie überhaupt nichts Nützliches machen. Sie wollte eine große Schauspielerin werden, was Nora, wie sie mittlerweile wusste, für ungemein trivial hielt. Darüber hatten sie in den Ferien heftig ... nun ja, nicht richtig gestritten, aber hitzig diskutiert, und seitdem hielt sich Louise mit ihren Zukunftsplänen etwas bedeckt. »Schauspielerinnen sind nicht notwendig«, hatte Nora gesagt, aber auch eingeräumt, dass es, wenn es keinen Krieg gäbe, relativ gleichgültig sei, was Louise mache. Im Gegenzug hatte Louise den Nutzen von Nonnen hinterfragt (Noras Berufswunsch, den sie jetzt allerdings hintanstellen musste – zum Teil, weil sie im vergangenen Jahr gelobt hatte, nicht Nonne zu werden, wenn es keinen Krieg gäbe, und jetzt, weil Krankenschwestern in den kommenden Monaten und Jahren dringend gebraucht würden). Aber Nora hatte erwidert, Louise habe keine Vorstellung von der Bedeutung des Gebets und wie notwendig Menschen seien, die ihr Leben dem Beten weihten. Das Problem war, dass es Louise nicht interessierte, ob die Welt Schauspielerinnen brauchte oder nicht, sie wollte einfach eine sein. Ihre Einstellung war Noras also moralisch unterlegen, was den Vergleich ihrer beider Charaktere in Bezug auf ihren Wert eher unerfreulich gestaltete. Aber Nora kam jeder eventuellen indirekten Kritik zuvor, indem sie unweigerlich einen viel schwerer wiegenden und abstoßenderen Fehler ansprach. »Überheblichkeit ist wirklich eins meiner großen Probleme«, sagte sie etwa, oder: »Sollte ich je auch nur probenhalber als Novizin angenommen werden, scheitere ich bestimmt an meiner schrecklichen Selbstgerechtigkeit.« Was konnte man darauf erwidern? Eigentlich wollte Louise sich gar nicht so eingehend kennen, wie Nora es tat. »Wenn du wirklich glaubst, dass du so bist, wie kannst du es dann ertragen?«, hatte sie am Ende des Streits/der hitzigen Diskussion gefragt.

»Mir bleibt ja nichts anderes übrig. Aber zumindest bedeutet es, dass ich weiß, woran ich arbeiten muss. Und jetzt ertappe ich mich schon wieder dabei! Ich bin überzeugt, dass du deine Fehler auch kennst, Louise. Im tiefsten Inneren tun das die meisten Menschen. Es ist der erste Schritt.«

Im Versuch, Nora doch noch vom Wert der Schauspielkunst zu überzeugen, hatte Louise Genies wie Shakespeare, Tschechow und Bach angeführt. (Bach hatte sie listigerweise eingefügt, weil er, wie man wusste, tiefreligiös gewesen war.) »Du glaubst doch nicht im Ernst, dass du jemand wirst wie sie!« Daraufhin war Louise verstummt. Denn in einem ganz kleinen, geheimen Winkel ihrer selbst war sie überzeugt, dass sie tatsächlich so jemand werden würde – zumindest eine Bernhardt oder ein Garrick^[1] (denn die Männerrollen hatten es ihr schon immer besonders angetan). Ebenso wie alle früheren Auseinandersetzungen, die sie mit anderen geführt hatte, blieb auch diese ungelöst, nur war sie danach noch überzeugter als zuvor, dass sie genau das tun wollte, und Nora war noch verbissener der Ansicht, dass sie es nicht wollen sollte.

»Andauernd kritisierst du mich!«, hatte sie geschrien.

»Du mich auch«, hatte Nora zurückgeschossen. »So gehen Menschen eben miteinander um. Außerdem bin ich mir nicht sicher, ob es wirklich Kritik ist – vielleicht hat es mehr damit zu tun, einen Menschen an bestimmten Maßstäben zu messen. Das mache ich bei mir selbst auch, und zwar ständig«, hatte sie hinzugefügt.

»Und natürlich genügst du immer deinen Erwartungen.«

»Aber natürlich nicht!« Ihr unschuldig funkelnder Blick der Entrüstung hatte Louise erneut verstummen lassen. Als sie allerdings die buschigen Augenbrauen ihrer Freundin betrachtete und den leichten, aber unverkennbaren Ansatz eines Damenbarts auf ihrer Oberlippe, war sie doch froh, nicht wie Nora auszusehen, was in gewisser Weise auch eine Kritik darstellte. »Ich halte dich für einen viel besseren Menschen als mich«, hatte sie gesagt, ohne hinzuzufügen, dass sie trotzdem lieber sie selbst war.

»Ja, ich könnte wohl irgendwo als Köchin arbeiten«, sagte sie jetzt, als sie in die Auffahrt zur Mill

Farm abbogen, wo sie bis vor zwei Tagen gewohnt hatten. Am Freitagvormittag war beschlossen worden, dass alle von dort in die neuen Cottages des Brig ziehen sollten, die zu einem ziemlich großen Haus umgebaut und Pear Tree Cottage getauft worden waren wegen des uralten Birnbaums im Garten. Dort gab es acht Schlafzimmer, aber die waren belegt mit Villy und Sybil sowie Edward und Hugh am Wochenende, und Jessica Castle, die mit Raymond ihren jährlichen Besuch abstattete (er war an dem Tag nach London gefahren, um Miss Milliment und Lady Rydal abzuholen), und so blieb nur noch Platz für Lydia und Neville sowie die ganz Kleinen, Wills und Roland.

Der Umzug ins Pear Tree Cottage hatte den ganzen Tag in Anspruch genommen. Die älteren Kinder waren nach Home Place umquartiert worden, wo bereits Rupert und Zoë wohnten sowie die Großtanten und Rachel. Am Samstag war die Kinderherberge eingetroffen: fünfundzwanzig Säuglinge und Kleinkinder, sechzehn Schwesternschülerinnen sowie die Vorsteherin und Schwester Crouchback. Sie waren in zwei Bussen gekommen, gefahren von Tonbridge und Rachels Freundin Sid. Die Schwesternschülerinnen sollten in der Squashhalle schlafen, die mittlerweile mit drei mobilen Toiletten und einer höchst widerspenstigen Dusche ausgestattet war. Die Vorsteherin und die Schwester waren mit den Kindern in der Mill Farm untergebracht und wurden nachts von wechselnden Schwesternschülerinnen unterstützt. Am Samstagnachmittag hatte Nora vorgeschlagen, dass sie und Louise das Dinner für die Schwesternschülerinnen zubereiteten, was Tante Rachel mit großer Dankbarkeit annahm. Sie war seit dem Morgengrauen auf den Beinen und völlig erschöpft vom Versuch, die Squashhalle so herzurichten, dass Menschen dort nicht nur schlafen, sondern auch ihre persönlichen Habseligkeiten aufbewahren konnten. Das Kochen hatte sich als ausgesprochen schwierig erwiesen, weil alle Küchenutensilien von der Mill Farm ins Pear Tree Cottage gewandert waren und die Ausstattung der Kinderherberge in die Irre gegangen war; der Lastwagen der Firma Cazalet, der sie transportierte, sollte erst um neun Uhr abends auftauchen. So mussten die beiden das Essen im Pear Tree Cottage zubereiten, und Villy sollte es mit ihnen zur Mill Farm fahren. Das bedeutete, unter dem fast beleidigend herablassenden Blick Emilys zu arbeiten, nach deren Verständnis Damen und ihre Töchter nicht einmal ein Ei zu kochen imstande waren. Außerdem zeigte sie ihnen nur höchst widerwillig, wo Dinge aufbewahrt wurden, zum einen, weil sie bei der ganzen Aufregung nicht wusste, wo ihr der Kopf stand, und zum anderen, weil sie sowieso nicht wollte, dass sie ihre Sachen verwendeten. Louise musste zugeben, dass sich Nora wunderbar taktvoll verhielt und offenbar jegliche Beleidigung an ihr abperlte. Sie bereiteten zwei riesige herzhaft Aufläufe zu, und Louise backte eine Ladung süßer Hefebrötchen, weil sie das gerade gelernt hatte und sich sehr gut darauf verstand. Das Essen wurde dankbar angenommen, und die Vorsteherin bezeichnete sie als Retterinnen in der Not.

Als sie das Haus erreichten, empfing sie Babygeschrei. Nora meinte, dass der Fliegeralarm die Kleinen wohl aus ihrem Vormittagsschlaf gerissen hatte und sie dann auch noch in den Unterstand gebracht worden waren, den der Brig hatte bauen lassen. »Obwohl mir völlig schleierhaft ist, wie die Schwestern bei einem Luftangriff nachts von der Squashhalle rechtzeitig dorthin kommen wollen«, fügte sie hinzu. Louise versuchte sich vorzustellen, wie in der Dunkelheit Bomben aus dem Nichts herabfielen, und schauderte. Waren die Deutschen zu so etwas wirklich in der Lage? Wahrscheinlich nicht, dachte sie, aber sie sagte nichts, weil sie es im Grunde gar nicht wissen wollte.

Die Vorsteherin und Tante Rach waren in der Küche. Tante Rach packte Teekisten aus, die Vorsteherin saß am Tisch und schrieb Listen.

Eine Schwesternschülerin füllte aus einer gigantischen Vorratsdose Trockenmilchportionen ab, eine andere stand am Herd und sterilisierte Fläschchen in zwei Töpfen. Es herrschte die muntere Atmosphäre einer Krisensituation.

»Not kennt kein Gebot«, sagte die Vorsteherin gerade. Louise fand, dass ihr Gesicht Ähnlichkeit

mit dem einer naturverbundenen Queen Victoria hatte: die gleichen ziemlich vortretenden blassblauen Augen und die gleiche kleine Hakennase, die gleichen vollen, birnenförmigen Wangen, jedoch in der Farbe von Blumentöpfen, durchzogen von geplatzen Äderchen. Ihre Figur hingegen war reinste Queen Mary – die gepolsterte Statur der Jahrhundertwende. Sie trug ein langärmeliges marineblaues Sergekleid, dazu eine frisch gebügelte weiße Schürze und eine Haube mit gestärktem Schleier.

»Wir sind hier, um mit dem Lunch zu helfen«, erklärte Nora.

»Euch schickt der Himmel«, sagte Tante Rachel. »In der Speisekammer liegen ein paar Lebensmittel, aber ich habe mich noch nicht richtig darum gekümmert. Irgendwo ist auch ein Schinken, glaube ich, und Billy hat ein paar Salatköpfe gebracht.«

»Und dann sind da noch die Backpflaumen, die Schwester Crouchback gestern Abend eingeweicht hat«, warf die Vorsteherin ein. »Ich lege großen Wert darauf, dass meine Mädchen ihre Backpflaumen bekommen – das spart ein Vermögen an Feigensirup.«

»Sie müssen aber noch gedünstet werden«, gab Nora zu bedenken. »Ich glaube nicht, dass sie bis zum Lunch abgekühlt sind.«

»In der Not frisst der Teufel Fliegen«, sagte die Vorsteherin, klemmte ihren Füller oben an ihre Schürze und erhob sich, wobei ihre Gelenke knackten.

Louise bot an, die Backpflaumen zu dünsten.

»Nehmen Sie die Fläschchen noch nicht vom Herd. Wenn die schon zwanzig Minuten dort stehen, fresse ich einen Besen. Ach, Miss Cazalet, wo wären wir ohne unsere fleißigen Helferinnen? Aber nicht doch, Miss Cazalet, Sie heben sich noch einen Bruch!« Rachel gab ihren Versuch auf, eine Teekiste aus dem Weg zu räumen, und ließ sich von Nora helfen. Mittlerweile weinten noch mehr Kinder.

»Mr. Hitler hat unsere Routine völlig durcheinandergebracht. Wenn es so weitergeht, muss ich ihm einmal persönlich schreiben. Der Vormittag ist eine geradezu irrwitzige Zeit für einen Bombenangriff. Aber da sieht man es wieder einmal – Männer!«, sagte sie. »Ich frage nur kurz Schwester Crouchback, ob sie noch etwas auf die Liste setzen möchte – allerdings ist heute Sonntag, nicht? Da haben die Läden geschlossen. Nun ja, besser spät als nie.« Damit stürmte sie zur Tür hinaus und stieß fast mit einer Schülerin zusammen, die zwei Eimer dampfender Windeln trug. »Machen Sie doch die Augen auf, Susan. Und stellen Sie die zum Einweichen nach draußen, sonst vergeht allen der Appetit.«

»Ja, Frau Vorsteherin.« Alle Schwesternschülerinnen trugen kurzärmelige malvenfarben-weiß gestreifte Baumwollkleider und schwarze Strümpfe.

»Schau doch mal, ob du Sid findest, Herzchen, ja?«, bat Tante Rachel. »Wir müssen vor dem Lunch der Schwesternschülerinnen möglichst viele Teekisten aus der Küche schaffen. Sie ist oben beim Verdunkeln.«

Das Verdunkeln sämtlicher Fenster in allen drei Häusern und bewohnten Außengebäuden – wozu auch die Squashhalle mit ihrem Glasdach gehörte – beschäftigte den Brig mittlerweile seit mehreren Tagen, mit dem Ergebnis, dass Sid und Villy die Aufgabe übertragen worden war, Holzleisten herzustellen, auf die der Verdunklungsstoff genagelt werden konnte. Sybil, Jessica und

die Duchy, die jeweils eine Nähmaschine besaßen, waren beauftragt, Vorhänge für all diejenigen Fenster zu säumen, bei denen keine Holzleisten angebracht werden konnten, und Sampson, der Baumeister, hatte eine hohe Leiter zur Verfügung gestellt, von der aus der Gärtnerjunge das Dach der Squashhalle streichen sollte. Allerdings war er von dort ziemlich bald in einen riesigen Wasserbottich gefallen, was McAlpine als unverdientes Glück bezeichnet hatte; Billys Armbruch und den Verlust zweier Vorderzähne tat er als reine Frechheit ab. So war Sampson der Auftrag erteilt worden, sich um das Dach der Squashhalle zu kümmern, allerdings war das nur eine seiner zahlreichen Aufgaben, sodass er Samstagvormittag, als die Kinderherberge eintraf, noch nicht allzu weit gediehen war. Teddy, Christopher und Simon wurden eingespannt, um einem von Sampsons Männern beim Aufbau des Gerüsts zur Hand zu gehen und ihm dann zu helfen, das schräg abfallende Glasdach mit dunkelgrüner Farbe zu streichen, während innen, im stickigen und immer düsterer werdenden Raum, Rachel und Sid Feldbetten aufstellten, missmutig verfolgt von Lydia und Neville oben auf der Galerie (sie sollten Botendienste übernehmen, aber Tante Rachel enttäuschte sie und ließ sich nicht genügend Botengänge einfallen). An dem Samstag leisteten alle Schwerarbeit, bis auf Polly und Clary, die sich am Morgen zum Bus nach Hastings davonestahlen.

»Wen hast du gefragt?«

»Niemanden. Ich habe es Ellen gesagt.«

»Hast du gesagt, dass ich mitfahre?«

»Ja. Ich sagte: ›Polly möchte nach Hastings, also fahre ich mit ihr mit.««

»Aber du wolltest doch auch fahren.«

»Natürlich, sonst säße ich nicht hier, oder?«

»Warum hast du dann nicht gesagt, dass wir beide fahren wollen?«

»Das ist mir nicht eingefallen.«

Das war die aalglatte Seite von Clary, die Polly nicht mochte, aber aus Erfahrung wusste sie, dass es Streit geben würde, wenn sie nachhakte. Und wenn dieser Tag der letzte in Friedenszeiten sein würde, dann sollte er von keinem Streit oder sonst etwas getrübt werden.

Aber irgendwie wurde es trotzdem kein schöner Tag. Polly wünschte sich, so sehr in ihren Unternehmungen aufzugehen, dass sie keine Gelegenheit haben würde, an das womöglich Bevorstehende zu denken. Sie gingen zu Jepson's, was sie beide eigentlich ausgesprochen gern taten, aber als Clary sich stundenlang Zeit nahm, um einen Füller auszusuchen (der Ausflug diente unter anderem dem Zweck, Clarys Geburtstagsgeld auszugeben), wurde sie ungeduldig und ärgerte sich, dass Clary etwas so Banales derart ernst nehmen konnte. »Mit einem neuen ist das Schreiben doch immer schwierig«, sagte sie. »Man muss die Feder benutzen, damit sie gut wird.«

»Das weiß ich doch. Aber wenn ich jetzt eine breite Feder kaufe, wird sie wahrscheinlich zu breit, andererseits habe ich bei der mittleren nicht das Gefühl, dass sie jemals richtig werden wird.«

Polly blickte zum Verkäufer – einem jungen Mann in einem glänzenden, abgetragenen Anzug –, der zusah, wie Clary jede Feder leckte, bevor sie sie in das Tintenfass tauchte und ihren Namen auf die kleinen Zettel schrieb, die auf der Ladentheke bereitlagen. Er wirkte nicht ungeduldig, nur gelangweilt. Außerdem machte er den Eindruck, als wäre das seine übliche Miene.

Sie waren in der eher schlecht sortierten Papierwarenabteilung der Buchhandlung. Es gab nur Schreibpapier, und man konnte Briefpapier mit eigenem Briefkopf, Besuchskarten und Hochzeitseinladungen bestellen. Außerdem verkauften sie dort Füllfederhalter und Bleistifte. »Es ist sehr wichtig, eine neue Feder anzulecken, bevor man sie benutzt«, erklärte Clary gerade, »aber vermutlich sagen Sie das den Kunden. Könnte ich den Waterman ausprobieren – den lilafarbenen –, nur zum Vergleich?« Er kostete zwölf Shilling und sechs Pence, und Polly wusste, dass sie ihn nicht kaufen würde. Sie beobachtete den Mann, während Clary einen Füller nach dem anderen testete, und schließlich starrte er einfach in die Ferne. Vermutlich machte er sich Sorgen, ob es Krieg geben würde.

Mit einem fragenden Blick zu ihm sagte sie: »Was bringt die Zukunft?«

»Dazu fällt mir gar nichts ein, wenn ich Füller ausprobiere«, sagte Clary ärgerlich.

»Dich meinte ich nicht.«

Beide schauten zum Verkäufer, der sich räusperte, sich über das stark pomadisierte Haar strich und sagte, er verstehe nicht, was sie meine.

»Das wundert mich nicht«, sagte Clary. »Ich nehme den Medium Relief ...«

»Das macht sieben Shilling sechs Pence«, sagte er, und Polly merkte, dass er sie schleunigst loswerden wollte.

Draußen stritten sie sich ein bisschen über Pollys idiotische Bemerkung, wie Clary sie nannte. »Bestenfalls fand er dich herablassend«, sagte sie.

»Das war ich nicht.«

»Er dachte aber, dass du es warst.«

»Halt den Mund!«

Clary sah zu ihrer Freundin – na ja, eher ihrer Cousine; wie eine Freundin kam sie ihr nicht gerade vor ...

»Entschuldige. Ich weiß, wie sehr dir das zu schaffen macht. Aber es kann noch alles gut werden, Poll. Denk an letztes Jahr.«

Polly schüttelte den Kopf. Sie runzelte die Stirn, und plötzlich sah sie aus wie Tante Rach, wenn sie versuchte, bei Brahms nicht zu weinen.

»Ich weiß schon«, sagte Clary sanft, »du willst nicht nur, dass ich dich verstehe, du möchtest, dass es mir genauso geht wie dir. Stimmt's?«

»Wenigstens ein Mensch soll das!«

»Ich glaube, unsere beiden Väter tun es.«

»Ja, aber das Problem bei ihnen ist, dass sie unsere Gefühle nur bis zu einem gewissen Grad berücksichtigen.«

»Ich weiß, was du meinst. Als wären unsere Gefühle nur so groß wie unsere Körper, sprich,

kleiner. In der Hinsicht sind sie wirklich dumm. Wahrscheinlich können sie sich nicht daran erinnern, wie es war, ein Kind zu sein.«

»In ihrem Alter ganz bestimmt nicht! Ich wette, ihre Erinnerung reicht keine fünf Jahre zurück.«

»Also, ich werde es mir zur Aufgabe machen, mich zu erinnern. Natürlich rechtfertigen sie sich mit dem Argument, dass sie für uns verantwortlich sind.«

»Verantwortlich! Wenn sie nicht einmal einen grauenhaften Krieg verhindern können, in dem wir vielleicht alle umkommen! Noch unverantwortlicher kann man doch gar nicht sein!«

»Jetzt steigerst du dich wieder in etwas hinein«, sagte Clary. »Was sollen wir denn als Nächstes machen?«

»Das ist mir egal. Was hast du noch vor?«

»Ein paar Hefte kaufen und ein Geburtstagsgeschenk für Zoë. Und du wolltest Wolle besorgen. Wir könnten zum Lunch Krapfen essen. Oder Baked Beans?« Beide liebten Baked Beans, weil Simon und Teddy sie im Internat oft bekamen, sie zu Hause aber nicht, weil gebackene Bohnen als gewöhnlich galten.

Mittlerweile schlenderten sie Richtung Seepromenade. Viele Urlauber sahen sie nicht, nur an einem Strandabschnitt waren einige. Sie rutschten auf den unbequemen Steinen hin und her und lehnten sich an die silbrigen hölzernen Wellenbrecher, aßen Sandwiches und Eiscreme und starrten auf das graugrüne Meer hinaus, das planlos und fast verstohlen auf und ab wogte.

»Möchtest du ins Wasser gehen?«

Aber Polly zuckte nur mit den Achseln. »Wir haben unsere Badesachen nicht dabei«, sagte sie, obwohl Clary wusste, dass sie das nicht vom Schwimmen abhalten würde, wenn sie Lust dazu hätte. Ein Stück weiter den Strand entlang hieften Soldaten riesige Stacheldrahtrollen aus einem Lastwagen und stellten sie in regelmäßigen Abständen am Strand auf, überall dort, wo sie Betonpfosten erkennen konnten, die auf halber Höhe in einer Reihe in den Sand eingelassen waren.

»Komm, lass uns was essen gehen«, sagte Clary schnell.

Sie aßen Baked Beans und Toast und jede einen Krapfen mit Marmeladenfüllung und ein Sahneröllchen, und dazu tranken sie einen herrlich starken indischen Tee (den sie zu Hause auch nicht bekamen).

Das heiterte Polly etwas auf, und sie unterhielten sich über normale Dinge wie die Frage, welche Art Mann sie heiraten wollten. Polly meinte, ein Forscher würde ihr gefallen, wenn er heiße Länder erforschte, weil sie Schnee und Eis nicht ausstehen konnte und ihn selbstredend begleiten würde, und Clary sagte, ein Maler, weil das mit dem Bücherschreiben gut zusammenpasste und sie sich wegen ihres Vaters mit Malern auskannte. »Außerdem ist es Malern nicht so wichtig, wie man aussieht. Ich meine, ihnen gefallen Gesichter aus ganz anderen Gründen, deswegen würde er sich an meinem weniger stören.«

»Du siehst doch gut aus«, widersprach Polly. »Deine Augen sind wunderschön, und die sind das Wichtigste.«

»Deine sind genauso schön.«

»Ach, meine sind viel zu klein. Eigentlich scheußlich. Kleine dunkelblaue Stiefelknöpfe.«

»Aber du hast einen wunderbaren Teint – unglaublich weiß und dann blassrosa, wie Romanheldinnen. Ist dir eigentlich aufgefallen«, fuhr sie verträumt fort und schleckte die letzten Sahnereste von den Fingern, »dass Schriftsteller sich immer endlos über das Aussehen ihrer Heldinnen auslassen? Das muss für Miss Milliment doch schrecklich zu lesen sein, weil sie weiß, dass sie nie eine davon war.«

»Aber sie sind ja nicht alle bildschön«, wandte Polly ein. »Denk an Jane Eyre.«

»Und du hast mit deinen Haaren richtig Glück. Obwohl Kupferblond im Lauf der Zeit oft verblasst«, fügte sie hinzu und dachte an Pollys Mutter. »Dann wird es eher wie wässrige Orangenmarmelade. Ach, und Jane Eyre! Mr. Rochester schwärmt doch ständig davon, wie zierlich und klein sie ist. Das ist eine raffinierte Art zu sagen, dass sie hinreißend aussieht.«

»Das sind eben Sachen, die die Leute wissen möchten. Ich hoffe wirklich sehr, dass du nicht zu modern schreiben wirst, Clary. Nicht so, dass niemand versteht, worum es geht.« Polly hatte sich *Ulysses* aus dem Bücherstapel ihrer Mutter geholt und fand es sehr schwere Kost.

»Ich werde schreiben wie ich«, sagte Clary. »Es ist sinnlos, mir zu sagen, wie ich schreiben soll.«

»Jetzt komm, lass uns die anderen Sachen besorgen.«

Der Lunch kostete vier Shilling und sechs Pence, mehr als erwartet, aber Clary beglich großzügig die ganze Rechnung. »Du kannst es mir zurückzahlen, wenn du Geburtstag hast«, sagte sie.

»Wahrscheinlich ist Miss Milliment mittlerweile daran gewöhnt. Ich glaube, der Wunsch zu heiraten vergeht ziemlich bald.«

»Ach, wirklich? Dann glaube ich nicht, dass ich je heiraten werde. Es ist mir schon jetzt nicht besonders wichtig, und Frauen über zwanzig altern sehr schnell. Denk an Zoë.«

»Kummer lässt Menschen altern.«

»Alles lässt Menschen altern. Weißt du, was diese näselnde Frau, Lady Knebworth, die Freundin von Tante Villy, zu Louise sagte?« Als Polly schwieg, fuhr sie fort: »Sie hat gesagt, sie solle nicht die Stirn runzeln, weil man davon Falten bekommt. Das ist für dich wichtig zu wissen, Polly, du runzelst beim Nachdenken immer die Stirn.«

Mittlerweile standen sie vor dem Café. »Was soll ich ihr zum Geburtstag schenken?«, fragte Clary.

»Tante Zoë? Ich weiß es nicht. Seife vielleicht, oder Badesalz. Oder einen Hut?«, schlug sie vor.

»Polly, man kann doch niemand anderem einen Hut schenken. Leuten gefallen doch nur die schrecklichen, die sie selbst aussuchen. Ist es nicht komisch?«, fuhr sie fort, als sie von der Promenade zu den Geschäften zurückgingen. »Wenn man Leute im Laden beobachtet, wie sie ihre Kleider und Schuhe und die ganzen Sachen aussuchen und Ewigkeiten darauf verwenden – als wäre jedes einzelne Teil, das sie wählen, unglaublich schön und perfekt. Und wenn man die Leute dann betrachtet, dann sehen die meisten nur schrecklich aus, oder einfach normal. Sie hätten ihre Kleidung genauso gut aus einem Glückstopf fischen können.«

»Demnächst wird jeder irgendeine Uniform tragen«, sagte Polly traurig. Langsam machten sich

wieder ihre bösen Vorahnungen in ihr breit.

»Ich finde, das ist eine interessante Beobachtung«, verteidigte sich Clary leicht gekränkt.
»Wahrscheinlich kann man das auch auf andere Bereiche der Menschen anwenden – es könnte sich als ernsthafte Überlegung zur menschlichen Natur erweisen.«

»Mit der menschlichen Natur ist es nicht weit her, wenn du mich fragst. Sonst wäre die Kriegsgefahr jetzt nicht so groß. Komm, lass uns die Wolle und die anderen Sachen kaufen, und dann fahren wir nach Hause.«

Also erledigten sie ihre Besorgungen: ein Karton Pelargonienseife von Morny für Zoë, die Schreibhefte für den Unterricht und für Polly hyazinthblaue Wolle für einen Pullover für sich. Dann warteten sie auf den Bus.

Am Samstag nach dem Lunch fuhren Hugh und Rupert nach Battle, bewaffnet mit einer beachtlichen Einkaufsliste. Rupert hatte sich freiwillig für die Aufgabe gemeldet, und dann erbot sich Hugh, der mit Sybil fast so etwas wie einen Streit gehabt hatte, seinen Bruder zu begleiten. Aus allen drei Häusern wurden Listen mit den vielen verschiedenen Wünschen abgeholt, und schließlich brachen sie auf. Rupert fuhr den Vauxhall, den er gekauft hatte, nachdem er im Januar in die Firma eingetreten war.

»Wir werden ganz schön blöd dastehen, wenn es doch keinen Krieg gibt«, sagte er.

Nach kurzem Schweigen sah Hugh zu seinem Bruder und begegnete seinem Blick. »Das werden wir nicht«, sagte er.

»Hast du deine Kopfschmerzen?«

»Nein. Ich frage mich nur ...«

»Was?«

»Welche Pläne du hast.«

»Ach. Ach – na ja, ich habe mir überlegt, dass ich mich zur Marine melden könnte.«

»Das dachte ich mir.«

»Das heißt aber, dass du dann allein die Stellung halten musst, oder nicht?«

»Ich habe den alten Herrn.«

Eine Weile herrschte Stille. Von seinen bisherigen Monaten in der Firma wusste Rupert, dass ihr Vater sowohl stur als auch autokratisch war. Edward verstand es, mit ihm umzugehen, aber Hugh hielt mit seiner Meinung nicht hinterm Berg, wenn er eine Anordnung seines Vaters missbilligte. Ihm mangelte es an Manipulationsvermögen oder Taktgefühl, wie man diese Fähigkeit auch gern bezeichnete. Ihre Auseinandersetzungen endeten meist mit einem faulen Kompromiss, der keinem recht nutzte – am allerwenigsten der Firma. Rupert, der sich noch einarbeitete, war kaum mehr als ein unglücklicher Zeuge all dessen gewesen, und als Edward im Sommer eine Schulung für Kriegsfreiwillige besucht hatte, war alles wesentlich schwieriger gewesen. Kurzzeitig war Edward zwar wieder da, aber er wartete nur auf seine Einberufung. Rupert hatte seine Entscheidung, in die

Firma einzutreten, etwa zur selben Zeit getroffen, als Zoë schwanger wurde, zweifelte aber immer noch, ob es wirklich die richtige Wahl war. Seine Arbeit als Kunsterzieher war ihm immer als Behelfslösung erschienen – eine Art Lehrzeit, ehe er Berufsmaler wurde. Wie sich herausstellte, kam er in seinem Leben als Geschäftsmann überhaupt nicht mehr zum Malen. Die Aussicht auf Krieg, die ihm einen Ausweg daraus bot, begeisterte ihn – obwohl er das kaum zugeben konnte, nicht einmal sich selbst gegenüber.

»Aber du wirst mir natürlich fehlen, alter Junge«, sagte Hugh mit bemühter Beiläufigkeit, die ihn unvermittelt rührte. Wie ihre Schwester Rachel wurde Hugh immer beiläufig, wenn ihn etwas sehr bewegte.

»Womöglich nehmen sie mich ja nicht«, wandte Rupert ein. Das glaubte er zwar nicht, aber ein anderer Trost fiel ihm nicht ein.

»Natürlich nehmen sie dich. Ich wünschte, ich könnte nützlicher sein. Die armen Polen. Wenn die Russen den Vertrag nicht unterzeichnet hätten, würde er kaum wagen, dort zu stehen, wo er jetzt ist.«

»Hitler?«

»Natürlich Hitler. Na ja, wir haben ein Jahr Aufschub bekommen. Hoffentlich haben wir es genutzt.«

Sie hatten Battle erreicht. »Ich parke vor Till's, ja?«, sagte Rupert. »Ich glaube, da müssen wir endlos viel besorgen.«

Die nächsten Stunden verbrachten sie damit, vier Dutzend Weckgläser, Desinfektionsmittel, Paraffin, vierundzwanzig kleine Taschenlampen mit Ersatzbatterien, drei Zinkeimer, Unmengen grüner Seife und Lux, vier Primus-Kocher, anderthalb Liter Brennspiritus, sechs Wärmflaschen, zwei Dutzend Glühbirnen, ein Pfund 15 mm langer Nägel sowie zwei Pfund Polsternägel zu kaufen. Sie verlangten einen weiteren Ballen Verdunklungsstoff, aber es gab nur noch drei Meter. »Die nehmen wir besser mit«, sagte Hugh zu Rupert. Zudem erwarben sie sechs Röllchen schwarzes Nähgarn und eine Packung Nähmaschinennadeln. In der Drogerie besorgten sie ein Kolikmittel, Magnesiumhydroxid, Babyöl, Vinoliaseife, Amami-Shampoo, Pfeilwurz und Andrews Lebersalz^[2], und Rupert nahm für Clary eine Schildpatt-Haarspange mit, weil sie ihren Pony auswachsen ließ und mit den langen Fransen seinen Worten nach wie ein treuer Hund aussehe. Sie holten zwei Kartons mit Lebensmitteln ab, die die Duchy und Villy am Vormittag bestellt hatten. Außerdem besorgten sie Goldflake und Passing Cloud – Villys und Rachels Zigaretten. Rupert kaufte für Zoë den *Tatler* und Hugh für Sybil *Wie grün war mein Tal* ^[3]– sie las gerne Neuerscheinungen, und das Buch hatte gute Kritiken bekommen. Dann gingen sie die Listen noch einmal durch und stellten fest, dass das Geschäft die Bestellung der Duchy für Malvern Water nicht mitgeliefert hatte.

»Noch etwas?«

»Etwas, das wie Lamabirne aussieht?«

»Lammhirn«, klärte Hugh ihn auf. »Für Wills. Sybil glaubt, dass er stirbt, wenn er das nicht einmal die Woche bekommt.« Also gingen sie zum Fleischer, der sagte, Mrs. Cazalet senior habe eben angerufen und eine Ochsenzunge bestellt. Zufällig habe er noch eine, die er auch gerade erst in Salzlake gelegt habe, also bräuchte sie nur kurz gewässert zu werden, sollten sie der Köchin ausrichten. »Falls es Ihnen nichts ausmacht, Sir«, fügte er hinzu. Er war daran gewöhnt, dass Mr. Tonbridge die Bestellung abholte, sofern die Damen nicht selbst kamen, was aber nur selten der Fall war. Wenn ihm etwas den Eindruck vermittelte, dass nichts mehr mit rechten Dingen zuring,

dann der Umstand, dass zwei Herren die Einkäufe erledigten, dachte er, als er das Hirn in Pergament und dann in Packpapier einwickelte. Der Lehrjunge kehrte den Boden – sie würden bald schließen –, und er musste ihn scharf zurechtweisen, damit er den Herren keine Sägespäne auf die Hosen fegte.

Auf der Straße vor dem Geschäft herrschte regeres Treiben als sonst. Mehrere schwangere Mütter mit blassgesichtigen Kindern im Schlepptau gingen auf und ab, starrten deprimiert in die Auslagen und bewegten sich ein paar Meter weiter.

»Evakuierte«, sagte Hugh. »Wahrscheinlich können wir von Glück reden, dass bei uns keine einquartiert wurden. Die Kinderherberge ist da viel dankbarer. Wenigstens haben Kleinkinder keine Nissen und Läuse, und sie beschwerten sich nicht über die Stille und dass ihnen das Essen nicht schmeckt.«

»Tun sie das denn?«

»Laut Sybil, die es von Mrs. Cripps weiß, die es von Mr. York erfahren hat, der es von Miss Boot weiß.«

»Guter Gott!«

»Was hältst du davon, dass die Kinder hierbleiben?«, fragte Hugh, als sie in den voll beladenen Wagen stiegen.

Etwas überrascht fragte Rupert: »Die unseren meinst du?«

»Ja.«

»Na ja, wohin sollten sie denn sonst? Nach London ganz bestimmt nicht.«

»Wir könnten sie weiter ins Landesinnere schicken. Fort von der Küste. Angenommen, es kommt zum Einmarsch?«

»Also, ehrlich gesagt glaube ich nicht, dass wir derart weit in die Zukunft denken sollten. Zündest du mir bitte eine Zigarette an? Und was sagt Sybil dazu?«, erkundigte er sich, nachdem Hugh sie ihm gereicht hatte.

»Sie macht die ganze Sache ein bisschen schwierig. Sie möchte unbedingt nach London mitkommen, um mich zu versorgen. Das kann ich natürlich nicht zulassen. Wir haben uns beinahe gestritten«, fügte er hinzu, erneut verblüfft über diesen schrecklichen, ungewöhnlichen Umstand. »Schließlich habe ich ihr gesagt, ich würde bei dir wohnen, damit habe ich sie endlich zum Schweigen gebracht. Aber natürlich habe ich das nicht ernst gemeint«, warf er ein, »ich weiß ja, dass du gar nicht in London sein wirst. Aber sie weiß es nicht. Sie ist einfach etwas angespannt. Es ist viel besser, wenn die Familie zusammenbleibt. Und ich kann schließlich jedes Wochenende herkommen.«

»Wirst du in eurem Haus wohnen?«

»Das muss ich sehen. Es hängt davon ab, ob ich eine Frau finde, die sich um den Haushalt kümmert. Wenn nicht, kann ich jederzeit bei mir im Club wohnen.« Vor ihm stieg das Bild endloser langweiliger Abende auf, an denen er mit Männern, mit denen er den Abend gar nicht verbringen wollte, zusammen an einem Tisch saß.

Aber Rupert wusste, wie sehr sein Bruder ein häusliches Leben schätzte, und stellte ihn sich allein in seinem Club vor. »Du könntest ja auch mit dem alten Herrn jeden Tag mit dem Zug in die Stadt fahren«, schlug er vor.

Hugh schüttelte den Kopf. »Jemand muss nachts in London sein. Zu der Zeit finden die meisten Luftangriffe statt. Ich kann den Arbeitern die Lagerhallen doch nicht allein überlassen.«

»Edward wird dir fehlen, stimmt's?«

»Ihr werdet mir beide fehlen. Trotzdem, so alte Wracks wie ich dürfen nicht wählerisch sein.«

»Jemand muss sich um die heimische Feuerstelle kümmern.«

»Vermutlich werden sie von mir eher erwarten, dass ich sie lösche.«

Einen Moment später sagte er: »Du bist der einzige Mensch, den ich kenne, der beim Lachen tatsächlich wiehert.«

»Schrecklich, oder? Im Internat haben sie mich immer das Pferd genannt.«

»Das wusste ich gar nicht.«

»Du warst ja die meiste Zeit fort.«

»Na, demnächst wird es umgekehrt sein.«

Hughs bitterer und zugleich ergebener Ton rührte Rupert. Unwillkürlich wanderte sein Blick zu dem schwarzen Stumpf, der auf Hughs Knie ruhte. Guter Gott! Ohne linke Hand durchs Leben zu gehen, weil jemand sie einem zerfetzt hatte. Und trotzdem ist es immer noch seine linke Hand. Aber ich bin Linkshänder – für mich wäre es schlimmer. Aus Scham über seine Selbstsucht und um Hugh aufzumuntern, sagte er: »Deine Polly ist ein richtiger Schatz. Und sie wird mit jedem Tag hübscher.«

Schlagartig hellte sich Hughs Gesicht auf. »Das stimmt. Aber um Himmels willen, sag es ihr nicht.«

»Das hatte ich auch nicht im Sinn, aber warum denn nicht? Ich sage Clary solche Dinge immer.«

Hugh öffnete den Mund, um zu erklären, das sei etwas anderes, und schloss ihn wieder. Nach seinem Dafürhalten war es in Ordnung, eher unscheinbar aussehenden Menschen Komplimente über ihr Aussehen zu machen; aber wenn sie wirklich hübsch waren, sollte man besser den Mund halten. »Ich möchte nicht, dass sie auf komische Ideen kommt«, antwortete er vage, was in der Cazalet-Sprache so viel hieß wie, sich für etwas Besonderes zu halten, wie Rupert nur zu gut wusste. Dem um keinen Preis Vorschub zu leisten war das einzige Familienprinzip, mit dem auch er als Nesthäkchen aufgewachsen war, und er fand es besser, oder doch einfacher, zuzustimmen.

»Natürlich nicht«, sagte er.

Raymond Castle saß mit seiner ältesten Tochter im Lyons' Corner House^[4] an der Tottenham Court Road.

»Daddy, zum hundertsten Mal, ich komme sehr gut klar. Wirklich.«

»Das mag ja sein, aber deiner Mutter und mir wäre es lieber, wenn du bei uns und dem Rest der Familie auf dem Land wärst.«

»Ich wünschte sehr, du würdest aufhören, mich wie ein Kind zu behandeln. Ich bin zwanzig.«

Das weiß ich, dachte er. Würde er sie wie ein Kind behandeln, würde er ihr sagen, sie solle verdammt noch mal ihre Taschen packen und sich zu ihm und dem alten Drachen und der Gouvernante ins Auto setzen. Stattdessen musste er auf ein »Es wäre uns lieber« zurückgreifen.

»Außerdem könnte ich heute unmöglich mitkommen, ich bin abends zu einer Party eingeladen.«

Darauf setzte Schweigen ein, in dem er den altbekannten und häufig erfolglosen Versuch unternahm, seine Wut zu beherrschen, bis ihm ernüchert klar wurde, dass er im Grunde keine Wut empfand. Vor Angela kapitulierte er – wegen ihres Aussehens. Denn sie war eine verwirrende Kopie Jessicas in dem Alter, als er sie geheiratet hatte, allerdings ohne die romantische Unschuld und die schiere naive Frische, die ihn so fasziniert hatten. Das goldene Haar, das sie vor einem Jahr so vorteilhaft zum langen Pagenkopf geschnitten hatte, trug sie jetzt mit Mittelscheitel und streng aus der Stirn gekämmt; gehalten wurde die Frisur von einem schmalen Zopf ihres eigenen Haars (das vermutete er zumindest). Nichts lenkte von ihrem Gesicht mit den perfekt gezupften Augenbrauen, dem pudrigen, blassen Make-up und dem grellroten Mund ab. Sie trug einen hellgrauen, eng anliegenden Leinenmantel und einen hauchdünnen bernsteinfarbenen Chiffonschal um den weißen Hals. Sie sah mondän aus (er nannte es schick), aber extrem abweisend. Das war das andere, vor dem er die Waffen streckte: ihre absolute und gleichmütige Verweigerung jeder Kommunikation mit ihm, einmal abgesehen von hohlen Phrasen als Antwort auf jede Frage. »Mir geht es gut«, »Niemand, den du kennen würdest«, »Ich bin kein Kind mehr«, »Nichts Besonderes«, »Tut das etwas zur Sache?«

»Gute Party?«

»Das weiß ich nicht. Ich war noch nicht da.« Beim Sprechen sah sie ihn nicht an. Dann leerte sie ihre Kaffeetasse und blickte demonstrativ auf seine. Sie wollte gehen – um seiner in ihren Augen überflüssigen Neugier ein Ende zu setzen, dachte er. Er rief die Bedienung und bezahlte.

Auf den Gedanken, bei ihr in der Wohnung vorbeizusehen, die sie mit einer ihm unbekanntem Freundin teilte, und sie zum Lunch einzuladen, war er bei der Fahrt über die Waterloo Bridge gekommen. Er war auf dem Weg zu seiner Mission, Lady Rydal und die Gouvernante abzuholen. »Deine gute Tat für mindestens eine Woche, alter Junge«, hatte Edward morgens gesagt, aber im Grunde war er froh, diese Aufgabe zu übernehmen. Er mochte es nicht, wenn er nicht das Heft in der Hand hielt, und in Sussex gab eindeutig der alte Herr den Ton an. Wenn er einfach bei ihr auftauchte, könnte er vielleicht herausfinden, was bei ihr vor sich ging, denn ihm war schleierhaft, weshalb sie sich derart geheimnistuerisch verhalten sollte. Er hatte sich überlegt, vorher anzurufen, die Idee dann aber verworfen; das würde dem Zweck seines Besuchs zuwiderlaufen. Der worin genau bestand? Immerhin war er ihr Vater, und unter den gegenwärtigen Umständen sollte sie wirklich nicht allein in London bleiben. Er musste sie überreden, mit ihm nach Sussex zurückzufahren. Das war der Grund, weshalb er sie sehen wollte. Er würde sich wirklich Vorwürfe machen, wenn er schon einmal hier war und sie einfach in der Stadt ließ, wo jederzeit mit Luftangriffen zu rechnen war. Ein Gefühl der Rechtschaffenheit verdrängte sein leichtes Unbehagen – er war ein Mann, dem Selbstgerechtigkeit häufig zum Segen gereichte. In der Percy Street betätigte er die oberste Glocke und wartete eine Ewigkeit, aber niemand kam. Also drückte er noch einmal die Klingel und ließ sie nicht mehr los. Was ging da vor sich?, fragte er sich, während mehrere teuflische Szenarien vor seinem geistigen Auge vorbeizogen. Als schließlich ein

Mädchen – nicht Angela – den Kopf zum Fenster hinaussteckte und rief: »Wer ist da?«, war er ziemlich in Rage.

»Ich möchte Angela besuchen«, rief er zurück und hinkte die Stufen hinunter, um das Mädchen zu sehen.

»Ja, aber wer ist da?«, fragte sie.

»Sagen Sie ihr, dass ihr Vater da ist.«

»Ihr Vater?« Ungläubiges Lachen. »Also gut, wenn Sie meinen.« Er wollte gerade die Stufen hochsteigen – er versuchte es zumindest, sein Bein behinderte ihn –, als er wieder die Stimme des Mädchens hörte. »Sie schläft.«

»Dann lassen Sie mich rein und wecken Sie sie. In der Reihenfolge«, fügte er hinzu.

»Also gut.« Jetzt klang die Stimme resigniert. Beim Warten warf er einen Blick auf die Uhr, als wüsste er nicht, wie spät es war. Nun ja, genau nicht, aber nach zwölf. Mittags im Bett? Guter Gott!

Das Mädchen, das ihm die Tür öffnete, war jung, hatte glattes braunes Haar und kleine braune Augen. »Es ist ziemlich weit nach oben«, sagte sie, sobald sie sein Hinken bemerkte.

Er folgte ihr zwei Treppen hinauf, bedeckt mit abgetragenen Linoleum, wo es vage nach Katzen roch, und schließlich in ein Zimmer. Darin befanden sich, neben vielem anderen, ein ungemachtes Bett, ein Tablett mit den Überresten einer Mahlzeit auf dem Boden vor dem Gaskamin, ein kleines Waschbecken mit tropfendem Wasserhahn, ein fleckiger meergrüner Teppich und ein kleiner durchgesessener Sessel, auf dem eine große rote Katze saß. »Runter, Orlando. Setzen Sie sich doch«, sagte sie. Der Gaskamin mit den vielen gebrochenen und schwarz verbrannten Elementen loderte. »Ich habe mir gerade Toast gemacht«, sagte sie. Sie sah ihn zweifelnd an, unsicher, ob er auch einen haben wollte. »Alles kein Problem, ich habe sie geweckt. Wir waren gestern Abend auf einer Party, und es ist ziemlich spät geworden. Aber ich bin früh aufgestanden, weil wir keine Milch mehr hatten, außerdem hatte ich Kohldampf.«

Eine ganze Weile herrschte Stille.

»Essen Sie doch weiter«, sagte er.

Sofort begann sie, an dem unförmigen Kastenbrot herumzuschneiden. Ohne aufzublicken sagte sie dann: »Sie sind wirklich ihr Vater, stimmt's? Jetzt erkenne ich Sie. Es tut mir leid«, fügte sie hinzu. Was genau?, fragte er sich. Ihr ungläubiges Lachen? Oder Angela, weil sie einen alten Krüppel zum Vater hatte, der ohne Vorwarnung einfach hereinschneite?

»Tauchen hier denn scharenweise Männer auf, die sich als Väter ausgeben?«

»Nicht gerade scharenweise ...«, begann sie, wurde aber von Angela unterbrochen, die wundersamerweise – so kam es ihm zumindest vor – geschminkt und kunstvoll frisiert erschien. Sie trug einen Morgenmantel und war barfuß.

»Ich bin gekommen, um dich zum Lunch einzuladen«, sagte er und bemühte sich dabei um einen jovialen Ton.

Sie gestattete ihm einen Kuss, dann sah sie sich mit einer gewissen Abscheu im Zimmer um und

sagte, sie werde sich kurz anziehen, dann könnten sie aufbrechen.

Unten auf der Straße fragte er: »Wohin sollen wir gehen?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Ich habe keinen Appetit. Wohin du möchtest.«

Schließlich gingen sie die Percy Street und dann die Tottenham Court Road entlang zum Lyons' Corner House, wo er sich durch einen Teller Lammbraten, Kartoffeln und Karotten kämpfte, während sie Kaffee trank.

»Bist du dir sicher, dass ich dich nicht für einen Knickerbocker Glory interessieren kann?«, fragte er. Vor weiß Gott wie vielen Jahren hatte sie diesen schrecklichen Eisbecher mit grellfarbenen Früchten und mengenweise Sahne über alles geliebt. Aber sie sah ihn nur an, als hätte er den Verstand verloren, und sagte Nein, danke. Danach redete er fieberhaft, erzählte, dass er ihre Großmutter und Miss Milliment abhole, und erst, als sich ihre Miene bei der Erwähnung dieses Namens aufhellte, wurde ihm klar, wie wütend sie die ganze Zeit gewesen war. »Miss Milliment mochte ich gern«, sagte sie, ein unbestimmbarer Ausdruck zog über ihr Gesicht und verschwand wieder, kaum hatte er ihn wahrgenommen. Da entschuldigte er sich, ohne Vorwarnung aufgekreuzt zu sein.

»Warum bist du überhaupt gekommen?«, fragte sie. Damit akzeptierte sie seine Entschuldigung zumindest ansatzweise, und er erklärte weitschweifig, er habe das aus einem Impuls heraus getan, und sprach dann von seinem Wunsch, sie aus London herauszuholen. Gleich würden sie sich verabschieden, und das ganze Treffen war ein Reinfall gewesen. Als sie bei seinem Wagen angekommen waren, der bei ihr vor der Haustür stand, sagte er: »Vielleicht kannst du Mummy anrufen, ja? Sie ist im neuen Haus. Whatlington drei vier.«

»Wir haben kein Telefon, aber ich werde es versuchen. Danke für den Kaffee.« Sie hielt ihm ihre Wange hin, wandte sich ab, lief die Stufen hinauf und drehte sich an der Haustür nur um, so glaubte er, um sicherzugehen, dass er wirklich in seinen Wagen stieg und wegfuhr. Das tat er auch.

Den Rest dieses anstrengenden Tages, an dem er sich mit verschiedenen dummen Entscheidungen selbst in den Arm fiel, grübelte er über das erbärmliche Treffen mit seiner ältesten Tochter. Die erste dieser Fehlentscheidungen war, seine Schwiegermutter vor Miss Milliment und ihrem Gepäck abzuholen (Lady Rydal^[5] empfand es offenbar selbst in einem Automobil als Zumutung, nach Stoke Newington zu fahren), das sich zusätzlich zu Lady Rydals nur mit größter Mühe verstauen ließ (letztlich musste er den Dachgepäckträger montieren, was Ewigkeiten dauerte). Dann ging ihm, noch ehe er den Blackwall Tunnel erreichte, das Benzin aus, und zu guter Letzt hatte er kurz vor Sevenoaks eine Reifenpanne (was nicht seine Schuld war, doch als Autorität für Tropfen, die das Fass zum Überlaufen bringen, betrachtete Lady Rydal sie als solchen). Während dieses ganzen schrecklichen, mühseligen Tages also überlegte er sich, dass er in Angelas Verhalten ein Spiegelbild seiner selbst sah, ein Spiegelbild, das er weder ertragen noch leugnen konnte: ein jähzorniger, enttäuschter Mann mittleren Alters, der nichts von dem tun konnte, was ihn interessierte, und der seine Mitmenschen schikanierte, damit sie sich genauso schlecht behandelt vorkamen wie er – insbesondere seine eigenen Kinder. Das wusste er. Nur Jessica schikanierte er nicht. Er bekam Wutanfälle, aber er schikanierte sie nicht. Er liebte sie – vergötterte sie. Nach solchen Vorfällen war er immer zerknirscht, überschüttete sie in den darauffolgenden Stunden oder gar Tagen mit kleinen, liebevollen Aufmerksamkeiten, geißelte sich ihr gegenüber wegen seiner fürchterlichen Wut und seines Pechs, und sie, die Engels gute, verzieh ihm jedes Mal. Jedes Mal ... Wie sehr diese Szenen sich glichen, wurde ihm jetzt klar; mittlerweile folgten sie einem Ritual. Wenn einer von ihnen den nächsten Satz vergessen hätte, könnte der andere ihn soufflieren. Und war ihm im vergangenen Jahr nicht aufgefallen, dass ihre Antworten etwas

Mechanisches bekommen hatten? Liebte sie ihn wirklich? War er ihr vielleicht lästig geworden? Sein Leben lang hatte ihn die Angst umgetrieben, nicht gemocht zu werden: Seinem Vater war er nicht klug genug gewesen, und seine Mutter hatte nur Robert geliebt, seinen älteren Bruder, der im Krieg gefallen war. Doch als er Jessica kennengelernt und sich sofort Hals über Kopf in sie verliebt hatte, und als sie seine Liebe erwidert hatte, war es ihm gleichgültig gewesen, ob andere Menschen ihn mochten oder nicht. Er war erfüllt und überwältigt gewesen von der Liebe dieses wunderschönen, begehrenswerten Geschöpfes. Dutzende Männer hätten Jessica heiraten wollen, doch sie war die Seine geworden.

Und wie viele Träume hatte er gehabt, mit welchem Feuereifer hatte er sich um ihretwillen bemüht, erfolgreich zu sein! Welche Vorhaben hatte er nicht alle verfolgt, um Geld zu verdienen – auf Händen wollte er sie tragen und ihr ein Leben in Luxus bieten! Es gab nichts, das er nicht für sie getan hätte, aber irgendwie hatte sich ein Plan nach dem anderen zerschlagen. Die Gästepension, die Hühnerfarm, die Champignonzucht, eine Paukschule für minderbemittelte kleine Jungen, die Hundepension: Jeder Plan, der dem vorangegangenen gescheiterten folgte, war kleiner und verrückter geworden. Er war kein Geschäftsmann – war einfach nicht dazu erzogen worden –, und, wie er zugeben musste, verstand er sich auch nicht auf den Umgang mit anderen, mit niemandem, außer mit Jessica. Als die Kinder kamen, war er eifersüchtig auf sie gewesen, weil sie ihm Zeit mit ihr raubten. Nach Angelas Geburt, da war er gerade ein Jahr zuvor als Invalide aus der Armee entlassen worden, hatte Jessica an nichts anderes als das Baby denken können. Angela war ein schwieriges Kind gewesen, das nie mehr als eine oder zwei Stunden am Stück schlief, was bedeutete, dass keiner von ihnen eine Nacht durchschlief, und als dann Nora kam, lehnte Angela sie derart ab, dass Jessica die beiden keinen Moment unbeaufsichtigt lassen konnte. Und natürlich hatten sie sich nie ein Kindermädchen leisten können, höchstens stundenweise eine Haushaltshilfe. Bei Christophers Geburt hatte er geglaubt, dass er jetzt zumindest einen Sohn hätte, aber der erwies sich als der Schlimmste von allen: Immer fehlte ihm etwas, er hatte schlechte Augen, einen schwachen Magen, und mit fünf wäre er beinahe an einer Mastoiditis gestorben. Jessica hatte ihn verzärtelt, wodurch er noch mehr verweichlichte und vor allem und jedem Angst hatte – und nichts, das er, sein Vater, tat, machte auch nur den geringsten Unterschied.

Er erinnerte sich, wie er für die Kinder ein Feuerwerk veranstaltet hatte, aber Christopher hatte wegen der Knallerei geschrien und gebrüllt, und wie er mit ihnen zum Elefantenreiten in den Zoo gegangen war, aber Christopher hatte sich geweigert, sich auf das Tier zu setzen, und eine entsetzliche Szene gemacht – in aller Öffentlichkeit. Jessica sagte nur immer wieder, er sei sensibel, aber er war einfach ein Waschlappen, was die schlimmste Seite in Raymond hervorkehrte. Im tiefsten Inneren wusste er, dass er Christopher drangsaliert und schikaniert hatte, und dafür hasste er ihn und sich. Aber der Junge forderte es regelrecht heraus mit seinen zitternden Händen, seiner Ungeschicklichkeit und seinem sturen Schweigen, wenn er verspottet wurde – all das entfachte in Raymond einen heiligen Zorn, den er höchstens zu Gereiztheit abschwächen konnte. Als sein eigener Vater ihn kritisiert hatte, weil er nicht schlau genug war, hatte er einfach etwas anderes gemacht – und verdammt gut gemacht. Er hatte seine Abzeichen für Rugby und Rudern bekommen, er war ein erstklassiger Schütze gewesen, der beste Turmspringer seiner Schule, es hätte also reichlich Gründe gegeben, weswegen sein Vater stolz auf ihn hätte sein können, wenn er denn gewollt hätte. Aber das hatte er natürlich nicht. Er hatte ihm nur weiterhin das Gefühl vermittelt, ein Trottel zu sein, weil er Dinge nicht wusste, die ihn nicht interessierten. Die Armee hatte ihm einen guten Ausweg geboten. Er war schnell aufgestiegen, bei Kriegsausbruch schon Captain, dann Major, wurde ausgezeichnet, heiratete Jessica und verbrachte zwei himmlische Wochen mit ihr in Cornwall – und dann Ypern, die dritte Flandernschlacht. Dort hatte er sein Bein verloren. Es war ihm wie das Ende der Welt erschienen, auf jeden Fall hatte es das Ende seiner Militärlaufbahn bedeutet. Er hatte endlose Kämpfe gegen sein Selbstmitleid gefochten und sie, glaubte er, mehr oder minder gewonnen, aber dadurch war er anderen Menschen gegenüber vermutlich härter geworden – all die vom Glück Gesegneten, die

zwei Beine hatten und tun konnten, wozu sie Lust hatten. Er hatte nie den Eindruck, als hätte auch nur einer von ihnen die mindeste Ahnung, wie es ihm erging. Judy war gar nicht geplant gewesen. Dann musste er die Stelle als Schulquästor annehmen, um die Schulgebühren zu reduzieren (Angestellte der Schule bekamen große Nachlässe), und das hatte zumindest bei Christopher geholfen. Bisweilen hatte Tante Lena das eine oder andere für die Mädchen übernommen, das Problem war nur, dass sie ihm nie im Voraus mitteilte, wofür sie aufkommen würde, weswegen er und Jessica nie wussten, woran sie waren. Jetzt, nach Tante Lenas Tod, hatten sie wenigstens etwas Geld und ein viel schöneres Haus, aber es war etwas zu spät und bedeutete nicht mehr dieselbe Erleichterung, die es vor Jahren einmal gewesen wäre. Seine Kinder, die früher Angst vor ihm gehabt hatten – das erkannte er jetzt –, verhielten sich zunehmend gleichgültig.

Allerdings machten sie das alle auf unterschiedliche Art. Angela brüskierte ihn und gab ihm zu verstehen, dass er sie langweilte. Christopher ging ihm nach Kräften aus dem Weg und verhielt sich, wenn das nicht möglich war, bemüht höflich. Nora und Judy sprachen beide in einem ganz bestimmten Ton zu ihm, fröhlich und beschwichtigend – er vermutete, dass Judy Nora nachahmte und dass sie beide Jessica nachahmten, die eine Art entschlossener Gelassenheit an den Tag legte, wenn seine Stimmung auch nur ansatzweise gereizt war. Dadurch kam es ihm vor, als wäre er getrennt von dem Familienleben, das sie alle verband, und er fühlte sich davon ausgeschlossen.

Mittlerweile hatte er den Reifen gewechselt, den beschädigten in den überfüllten Kofferraum bugsiert und sich zu den schweigenden Passagieren in den Wagen gesetzt. Miss Milliment murmelte lächelnd etwas in der Art, es täte ihr leid, sich nicht nützlich gemacht zu haben, und Lady Rydal, der die Vorstellung, sich nützlich zu machen, zeitlebens fremd gewesen war, sagte vernichtend: »Wirklich, Miss Milliment! Ich glaube nicht, dass die Reparatur eines Reifens zum Aufgabenbereich einer Gouvernante gehören sollte.« Nach einer Pause fügte sie hinzu: »Eine Reifenpanne ist nichts im Vergleich zu dem, womit wir uns vermutlich werden abfinden müssen.« Die restliche Fahrt wünschte er sich mit verzweifelter Hoffnungslosigkeit, er säße allein im Wagen und führe zu Tante Lenas Haus in Frensham, wo Jessica (und sonst niemand) ihn mit einer Tasse Tee auf dem Rasen empfing, anstatt den alten Drachen und eine Gouvernante ins Ferienlager der Cazalets zu chauffieren.

Um vier Uhr an diesem Samstagnachmittag mussten Sybil und Villy ihre Arbeit an der Verdunklung abrechnen, weil ihnen der Stoff ausging. Sybil sagte, sie sei am Verdursten, und eine Tasse Tee wäre genau das Richtige, woraufhin Villy meinte, sie werde sich in die Küche vorwagen und eine machen.

»Vorwagen war das korrekte Wort«, sagte sie, als sie kurze Zeit später ein Tablett auf den Rasen trug, wo Sybil zwei Deckstühle aufgestellt hatte. »Louise und Nora kochen ein gewaltiges Abendessen für die Schwesternschülerinnen, und Emily sitzt einfach in ihrem Korbsessel und tut, als wären sie nicht da. Die beiden sind wirklich tapfer. Ich glaube nicht, dass ich das aushalten könnte. Ich habe ihr schon gesagt, dass es ein Notfall ist, aber sie sieht mich an, als würde ich fantasieren.«

»Glaubst du, sie wird kündigen?«

Villy zuckte mit den Schultern. »Gut möglich. Sie hat es schon einmal gemacht. Aber sie liebt Edward, deswegen hat sie es sich noch jedes Mal anders überlegt. Aber Edward wird nicht hier sein, und ich bezweifle, dass die Mischung aus Landleben und Kochen für eine Schar Frauen und Kinder sie auf Dauer zufriedenstellt.«

»Wird Edward sich wirklich freiwillig melden?«

»Wenn es irgend geht, ja. Das heißt natürlich, wenn sie ihn nehmen. Aber Hugh werden sie nicht nehmen«, sagte sie nach einem Blick auf die Miene ihrer Schwägerin. »Sie werden bestimmt davon ausgehen, dass er in der Firma gebraucht wird.«

»Aber er will unbedingt in London wohnen«, erwiderte Sybil. »Ich habe ihm gesagt, dass ich ihn nicht allein in dem Haus lasse. Ich würde verrückt werden vor Sorgen.«

»Aber du kannst doch nicht Wills nach London mitnehmen!«

»Ich weiß. Aber Ellen könnte sich doch um Wills und Roland kümmern, oder? Und du wirst doch auch hier sein, nicht wahr? Rolands wegen?« Die Vorstellung, dass man ein sechs Monate altes Kind allein lassen konnte, war für sie undenkbar.

Villy zündete sich eine Zigarette an. »Ehrlich gesagt habe ich mir noch keine Gedanken darüber gemacht«, antwortete sie. Was nicht stimmte. In den vergangenen Wochen hatte sie sich ständig überlegt, dass sie jetzt alles mögliche Nützliche – und Interessante – tun könnte, wenn sie sich nicht ein Kind aufgebürdet hätte. Sie liebte Roland, natürlich liebte sie ihn, aber er war glücklich in Ellens Obhut, die sich mit Begeisterung um Kleinkinder kümmerte anstatt um Neville und Lydia; die beiden überforderten sie in mancher Hinsicht, während sie ihr in anderer zu wenig boten. Den Krieg als Strohwitwe zu verbringen, die den Haushalt organisierte, war in ihren Augen sowohl langweilig als auch absurd. Mit ihrer vielen Rotkreuz-Erfahrung könnte sie jederzeit als Krankenschwester arbeiten oder Hilfsschwestern ausbilden, ein Genesungsheim leiten oder sich in einer Kantine betätigen ... Es wäre viel besser, wenn Sybil hier die häusliche Stellung hielt: Ihr Ehrgeiz beschränkte sich darauf, sich um ihren Mann und ihre Kinder zu kümmern. Villy sah über den Teetisch hinweg zu ihr. Die blaue Socke, an der sie gerade strickte, lag in ihrem Schoß, unablässig wrang sie ein kleines weißes Taschentuch.

»Ich kann Hugh in London nicht allein lassen«, sagte sie. »Er mag Clubs und Partys nicht so wie Edward, und er kommt im Haus alleine nicht zurecht. Aber wenn ich mit ihm darüber reden will, fährt er mich an und beschwert sich, dass ich ihn offenbar für unfähig halte.« Ihre stark verblassten blauen Augen begegneten Villys und füllten sich mit Tränen. Sie sah beiseite. »Oje, jetzt mache ich mich gleich lächerlich.« Sie tupfte sich mit dem Taschentuch um die Augen, putzte sich die Nase und trank von ihrem Tee. »Es ist alles so schrecklich! Wir streiten uns so gut wie nie, und jetzt hat er mir mehr oder weniger vorgeworfen, ich würde nicht genug an Wills denken!« Sie schüttelte heftig den Kopf, als wäre allein der Gedanke unsinnig, und ihre nachlässig zusammengebundene Frisur löste sich vollends auf.

»Meine Liebe, es wird sich bestimmt eine Lösung finden. Warten wir doch erst einmal ab, was passiert.«

»Sehr viel anderes bleibt uns ja auch nicht übrig.« Sie entfernte einige Haarnadeln aus ihrem Haar und drehte ihren Pferdeschwanz zu einem Knoten.

»Mir ist natürlich klar«, sagte sie mit dem Mund voll Haarnadeln, »dass es ein sehr triviales Problem ist im Vergleich zu dem, was die meisten Leute werden durchmachen müssen. Wodurch alles noch schlimmer wird.«

»Wenn man an Menschen denkt, denen es schlechter ergeht als einem selbst, bekommt man immer ein schlechtes Gewissen«, sagte Villy. Ihr war diese Situation nur allzu vertraut. »Ich meine, es geht dir schlecht, weil du ein schlechtes Gewissen hast, was niemandem hilft.«

Louise kam aus dem Haus, in den Händen einen Teller, auf dem zwei dampfende Hefebrötchen lagen.

»Ich dachte, vielleicht möchtet ihr meine Brötchen probieren«, sagte sie. »Das erste Blech ist gerade aus dem Ofen gekommen.«

»Nicht für mich, mein Schatz, danke«, sagte Villy sofort. Seit Rolands Geburt hatte sie zugenommen.

»Aber gerne«, sagte Sybil. Sie hatte Louises Gesicht bemerkt, als ihre Mutter das Angebot ablehnte. Sie hätte eins nehmen sollen, dachte sie.

Sie sollte keine Brötchen essen, dachte Villy. Sybil hatte seit Wills' Geburt ebenfalls zugenommen, aber offenbar störte es sie nicht – sie lachte nur, wenn sie nicht mehr in ihre Kleider passte, und kaufte größere.

»Mein Gott, das ist ja köstlich! Wie aus der Bäckerei, nur besser.«

»Du kannst gerne beide nehmen. Ich backe Unmengen für die Schwestern. Emily wollte auch keins«, fügte sie hinzu und stellte ihre Mutter damit auf eine Stufe mit Emily, in der Hoffnung, es würde sie ärgern. »Sie findet es unerträglich, dass ich in der Lage bin, so etwas zu backen. Und sie ist scheußlich zu Nora wegen der Fleischaufläufe, aber Nora hat ein dickes Fell. Ich wünschte, das hätte ich auch. Sie merkt gar nicht, wenn jemand unfreundlich zu ihr ist.«

»Und ihr werdet hinterher auch richtig wieder sauber machen, ja?«

»Das haben wir schon versprochen«, erwiderte Louise mit übertriebener Geduld, die eindeutig vernichtend klingen sollte, und ging ins Haus zurück. Ihr langes, glänzendes Haar fiel federnd um ihre schmalen Schultern.

»Sie ist im vergangenen Jahr wirklich in die Höhe geschossen.«

»Ja, sie ist praktisch aus ihrer ganzen Kleidung herausgewachsen. Ich fürchte, sie wird zu groß werden. Sie ist furchtbar ungeschickt. Offenbar hat sie an der Hauswirtschaftsschule sogar den Rekord im Zerschlagen von Geschirr gebrochen.«

»Ich glaube, das passiert leicht, wenn Kinder so schnell wachsen. Sie haben sich einfach noch nicht an ihre plötzliche Größe gewöhnt. Für dich ist es anders, Villy, du warst immer so zierlich – und geschickt. Simon ist genauso – ziemlich unfallträchtig.«

»Ach, Jungen! Bei ihnen geht man davon aus, dass sie grob mit Dingen umgehen. Sogar Teddy macht das eine oder andere kaputt. Aber Louise ist einfach unachtsam. Ihr Verhältnis zu mir war immer schon schwierig, aber mittlerweile ist sie sogar Edward gegenüber abweisend. Es war eine ziemliche Erleichterung, sie auf die Schule zu schicken, obwohl ich wirklich nicht weiß, ob sie dort etwas lernt, das tatsächlich von Nutzen für sie sein wird.«

»Nun ja, die Hefebrötchen sind ein voller Erfolg.«

»Sicher, meine Liebe, aber wann wurde je von dir erwartet, Hefebrötchen zu backen? Wenigstens bringen sie ihnen bei, Vorstellungsgespräche mit Personal zu führen, aber Sachen wie ein Chorhemd zu plissieren – ich bitte dich! Seit wann gilt denn das als nützliche Fähigkeit?«

»Sehr wertvoll, wenn sie einen Geistlichen heiratet.«

»Ich glaube, das wäre eher etwas für Nora.«

»In der Rolle wäre sie wirklich großartig, nicht? Freundlich und gut und so vernünftig.« Zumindest bei den Tugenden, die unscheinbar aussehenden Mädchen zustanden, waren sie einhelliger Meinung.

»Aber Louise wäre viel zu selbstsüchtig«, beendete Villy das Gespräch. »Wo bleiben bloß die Kinder? Ich habe ihnen gesagt, dass sie zum Tee hier sein sollen.«

»Welche Kinder?«

»Lydia und Neville. Ich habe den Eindruck, dass sie die ganze Zeit in Home Place verbringen, hier kriegt man sie so gut wie nie zu sehen.«

»Na ja, sie haben sich geärgert, dass sie mit den ganz Kleinen hier einquartiert ...«, setzte Sybil an, aber Villy unterbrach sie. »Ja, ich weiß. Aber ich wollte nicht, dass hier im Cottage Platz bleibt für Zoë und Rupert. Es wäre Zoë mit unseren Kleinen doch wahrscheinlich sehr hart angekommen.«

»Das stimmt. Die arme Zoë. Ich muss sagen, es kann für sie nicht so einfach sein, dass die Kinderherberge zu uns evakuiert wurde, oder?«

»Nein, aber vielleicht will sie ...«

»Meinst du wirklich?«

»Ich weiß es nicht. Aber Edward sagte Rupert, dass es seiner Ansicht nach das Beste wäre, wenn sie gleich wieder eins bekäme, und Rupert stimmte ihm offenbar zu, also ist es durchaus möglich.«

»Ach, schön.« Sybil erzählte nicht, dass Rupert auch Hugh nach seiner Meinung gefragt und Hugh zu einer sechsmonatigen Pause geraten hatte, damit Zoë Zeit blieb, über den Verlust hinwegzukommen, und dass Rupert das angeblich als famosen Gedanken bezeichnet hatte.

Aber Villy bemerkte ihren Blick und sagte: »Wahrscheinlich hat er Hugh auch gefragt, der ihm genau das Gegenteil erzählt hat, oder?«

»Woher weißt du das?«

»Der gute alte Rupe«, sagte Villy und sammelte die Teesachen ein.

»Wie auch immer, ich fände es am besten, wenn er Zoë einfach fragen würde«, meinte Sybil.

Zoë war die Aufgabe übertragen worden, die Eierzwetschen zu pflücken, von denen es eine Schwemme gab. »Sie dürfen nicht verkommen«, hatte die Duchy am Morgen gesagt. »Zoë, wenn du die Bäume im Küchengarten aberntest, können wir Pflaumenkuchen backen und den Rest einkochen. Gib acht wegen der Wespen.« Sie hatte den größten Gartenkorb genommen, den sie im Gewächshaus fand, hatte die kleine Leiter zur Mauer des Küchengartens getragen und methodisch jeden Spalierbaum abgeerntet. Es war besser, als mit den Tanten zu nähen, und besser, als zu versuchen, den allwöchentlichen, nichtssagenden Brief an ihre Mutter zu schreiben, die ihrer Freundin auf der Isle of Wight einen Besuch von unbegrenzter Dauer abstattete. Seit dem vergangenen Sommer hatte Zoë sich bemüht, netter zu ihrer Mutter zu sein und ihr mehr Aufmerksamkeit zu schenken, aber es gelang ihr gerade einmal, nicht unfreundlich zu sein. Seit ihr Kind im Juni gestorben war, versank sie in einer bleiernen Apathie und fand deswegen das

Alleinsein einfacher. Dann brauchte sie sich nicht anzustrengen, »fröhlich« zu sein, wie sie es nannte; sie brauchte nicht auf Mitleid oder Freundlichkeit zu reagieren, was sie entweder ärgerte oder zu Tränen rührte. Es kam ihr vor, als wäre sie gezwungen, für den Rest ihres Lebens unverdiente Aufmerksamkeiten anzunehmen, sich um unaufrichtige Antworten zu bemühen, ständig im falschen Licht gesehen zu werden und das, was jeder außer ihr als Tragödie betrachtete, zu überwinden; zumindest ging sie davon aus, dass das von ihr erwartet würde. Die Schwangerschaft war genauso beschwerlich gewesen, wie sie es sich vorgestellt hatte, und nichts war so verlaufen, wie alle behauptet hatten. Die morgendliche Übelkeit, die angeblich nur drei Monate währte, hatte sich nicht gegeben und sich auch nicht auf den Vormittag beschränkt. Die letzten vier Monate tat ihr der Rücken so weh, dass sie keine bequeme Position mehr finden konnte, und ihre Nächte wurden alle zwei oder drei Stunden von einem Gang zur Toilette unterbrochen. Ihre Knöchel schwellen an, sie bekam zahlreiche Löcher in den Zähnen, und zum ersten Mal in ihrem Leben empfand sie Langeweile und Angst in gleichem Maße. Wann immer ihr richtig langweilig wurde, wann immer es ihr nicht gut genug ging, um etwas zu tun, was sie interessierte, setzte die Angst ein. Wenn es Philips Kind war, würde es dann aussehen wie er? Würde jeder sofort erkennen, dass es nicht Ruperts sein konnte? Was würde sie einem Kind gegenüber empfinden, das sie als Ruperts ausgeben musste, obwohl sie wusste, dass es nicht stimmte? In solchen Stunden wurde der Wunsch fast übermächtig, sich jemandem anzuvertrauen, zu gestehen und verachtet zu werden; nicht einmal um Vergebung ging es ihr, sie wollte nur jemandem davon erzählen, aber es gelang ihr, Schweigen zu bewahren. In ihrer Niedergedrücktheit kam ihr nur sehr selten der Gedanke, dass es durchaus auch Ruperts Kind sein könnte. Und Rupert war so nett zu ihr! So lange die Übelkeit auch anhielt, so oft sie auch weinte, sich in mürrischem Selbstmitleid erging, stets war er zärtlich, geduldig und liebevoll, obwohl sie gereizt war (wie konnte er so viel Verständnis aufbringen, wenn er nichts wusste?) und sich immer wieder entschuldigte für ihre Unfähigkeit, mit dem Ganzen zurechtzukommen (das sagte sie, wenn ihr Schuldgefühl sie zu überwältigen drohte) – in diesen langen Monaten schien er bereit, alles von ihr zu ertragen, bis sie das Kind endlich bekommen hatte, zu Hause, mithilfe der Hebamme, die die Familie bei Geburten immer holte. Endlose qualvolle Stunden, und dann hatte Rupert, der bei ihr geblieben war, ihr das gebadete und gewickelte Bündel in die Arme gelegt. »Hier, meine Liebste. Ist er nicht wunderschön?« Sie hatte auf den kleinen Kopf mit dem Schopf schwarzer Haare geblickt, auf das winzige, uralte Gesicht – er kam mit schwerer Gelbsucht zur Welt –, umrahmt von dem duftigen weißen Tuch, das die Duchy gemacht hatte. Sie hatte die hohe Stirn gesehen, die lange Oberlippe und hatte es gewusst. Sie hatte zu Rupert geblickt, der grau war vor Müdigkeit, und unfähig, seine unschuldige Fürsorge, seine Besorgnis und Liebe zu ertragen, hatte sie die Augen geschlossen, und heiße Tränen waren ihr ungebeten über die Wangen geronnen. Das war der allerschlimmste Moment: Sie hatte nicht damit gerechnet, seinen Stolz und seine Freude ertragen zu müssen. »Ich bin schrecklich müde«, hatte sie gesagt, es hatte wie ein Greinen geklungen. Die Hebamme hatte das Kind weggenommen und gesagt, sie solle sich jetzt schön ausruhen, Rupert hatte ihr einen Kuss gegeben, und dann war sie allein gewesen. Stocksteif hatte sie dagelegen, und der Gedanke, dass sie jetzt auf ewig mit dieser alles verzehrenden Lüge leben musste, hatte sie nicht schlafen lassen: Das kleine fremde Wesen würde immer größer und Philip, für den sie zu dem Zeitpunkt nur noch Hass empfand, immer ähnlicher werden, und ihr war der entsetzliche Gedanke gekommen, dass nur der Tod des Kindes sie erlösen könnte. Oder meiner, hatte sie gedacht: Es war ihr etwas besser erschienen, sich selbst anstatt jemand anderem den Tod zu wünschen. Und dann, keine Woche später, war das Kind tatsächlich gestorben. Es war von Anfang an kränklich gewesen, war nie gediehen, hatte nicht von ihrer reichlichen Milch getrunken oder wenn doch, sie erbrochen, hatte kaum geschlafen, weil es unablässig leise weinte – wegen Koliken, meinten die anderen –, aber später hatte die Hebamme etwas von einer Darmverschlingung gesagt und dass es nie eine Chance gehabt habe. Es war Rupert, der ihr den Tod des Kindes mitgeteilt hatte (sie hatte ihm nie einen Namen gegeben): Seine Sorge um sie war der letzte quälende Schmerz gewesen, bevor sich eine große, dumpfe Stille über sie legte. Es war vorbei. Tagelang schrecklicher Durst und Schmerzen, bis die Milch versiegte, was überall Streifen auf ihren schönen Brüsten hinterließ. Sie waren ihr ganzer Stolz gewesen, und jetzt stürzte sie sich

nicht einmal daran. Ihre Erleichterung war zu gefährlich, um sie tatsächlich zu empfinden – hatte sie sich nicht gewünscht, es würde sterben? –, und so entkam sie nicht dem Gefühl von Isolation, das sie empfand, weil sie das Einzige, was sie dem einen Menschen, der sie liebte, sagen wollte, verschweigen musste. Sie brauchte sehr lange, um wieder zu Kräften zu kommen, war ständig müde, schlief bis spätmorgens und fiel nachmittags in einen bleiernen Schlaf, aus dem sie erschöpft und benommen aufwachte. Die Familie umgab sie mit Freundlichkeit, aber erstaunlicherweise hatte nur Clary sie innerlich erreicht. Eines Nachmittags war sie auf dem Wohnzimmersofa aufgewacht, als Clary vorsichtig ein Teetablett auf den Tisch neben ihr stellte. Sie habe Scones gebacken, sagte sie, ihre ersten, um ehrlich zu sein, und sie wisse nicht, ob sie gut geworden seien. Das waren sie nicht: steinhart und erstaunlich schwer. »Ein netter Gedanke«, hatte sie automatisch gesagt.

Eigentlich hatte eine Stimmung bemühten Wohlwollens geherrscht, aber dann hatte Clary geantwortet: »Ja, aber ob er nett ist, weiß eigentlich nur derjenige, der ihn denkt. Ich meine, es ist gut, dass die anderen Leute nicht immer wissen, was man denkt. Zum Beispiel habe ich mir früher gewünscht, du wärst tot. Es ist in Ordnung, das tue ich jetzt nicht mehr. Es war ziemlich schlimm für mich, das zu denken – und natürlich habe ich es nicht immer gedacht –, aber wenn du es gewusst hättest, wäre es für dich noch schlimmer gewesen. Ich habe dich gehasst, weil du nicht meine Mutter warst. Aber jetzt bin ich richtig froh, dass du nie versucht hast, sie zu sein. Jetzt kann ich dich als Freundin sehen.«

Ihr waren die Tränen gekommen – dabei hatte sie seit Wochen nicht mehr geweint –, und Clary hatte einfach still auf dem Hocker an dem niedrigen Tisch gesessen und sie ruhig und freundlich angesehen, und der Blick hatte sie mit einer wunderbaren Erleichterung erfüllt. Sie konnte ihren Tränen einfach freien Lauf lassen, brauchte sie nicht zu erklären, sich dafür zu entschuldigen oder deswegen zu lügen. Als sie sich ausgeweint hatte, konnte sie kein Taschentuch finden, und Clary hatte das Tuch, das das Tablett bedeckte, unter dem Teegeschirr hervorgezogen und dabei etwas Milch verschüttet und es ihr gereicht. Dann hatte sie gesagt: »Die Sache mit Müttern und Kindern ist, dass sie immer wieder welche bekommen können, aber bei Kindern und Müttern gibt es nur eine.« Sie tupfte einen Milchtropfen vom Tablett und leckte ihn vom Finger. »Ich hoffe, du denkst jetzt nicht, dass ich damit deinen Verlust kleinreden möchte. Ich meine nur, dass man über fast alles hinwegkommt. Das ist eines der Dinge, die einfach erstaunlich sind. Das ist auch der Grund, weswegen Leute wie Hamlet so wahnsinnige Angst vor der Hölle hatten. Dass es nicht aufhört, und deswegen glaube ich persönlich auch nicht daran. Ich glaube, solange man lebt, verändert sich alles, und wenn man tot ist, hört es einfach auf. Natürlich kann ich meine Meinung in den kommenden Jahren noch ändern, aber dafür habe ich noch viel Zeit. Sogar du hast noch viel Zeit, denn wenn du wirklich erst vierundzwanzig bist, dann bist du gerade einmal zehn Jahre älter als ich.«

Bald darauf wurde sie von Ellen gerufen, die ihr auftrag, die Unordnung wegzuräumen, die sie in der Küche angerichtet hatte.

»Es tut mir leid wegen der Scones«, sagte sie, als sie das Tablett zusammenstellte. »Vor dem Backen haben sie sehr gut geschmeckt. Die Metamorphose war nicht zufriedenstellend. Ich weiß nicht, warum.«

Nachdem Clary gegangen war, dachte sie nach über das, was gesagt – und nicht gesagt – worden war, aber als ihr Clarys Satz »Jetzt kann ich dich als Freundin sehen« wieder in den Sinn kam, musste sie schon wieder weinen. Mit Freundinnen hatte sie keine Erfahrung.

Danach hatte sie mehrere Entschlüsse gefasst: nach einem neuen Haus zu suchen (sie waren dann doch nicht umgezogen, zum Teil wegen ihrer nächsten Schwangerschaft und zum Teil, weil Rupert in der Familienfirma zwar mehr verdiente als zuvor, sich aber noch keinen Umzug leisten konnte)

und für Rupert Einladungen abzuhalten. Dem allerdings stand im Weg, dass Ellen, die das Kochen übernommen hatte, seitdem beide Kinder ganztags die Schule besuchten, im Grunde nur einfache Gerichte zustande brachte. Das aber genügte nicht für die anspruchsvollen Dinnerpartys, die ihr vorschwebten. Auf die eine oder andere Weise zerschlugen sich alle Ideen und Pläne, aber auch das störte sie letztlich nicht. Manchmal dachte sie, dass es ernsthaftere oder schwierigere Entschlüsse zu fassen gäbe, aber sie kamen ihr derart weitreichend und gleichzeitig so vage vor – für sie gedanklich unfassbar –, dass sie Angst bekam. Denn selbst wenn sie sie klar benennen könnte, würde die Umsetzung einen völlig anderen Menschen bedingen, als sie es war. In manchen Bereichen lief es besser. Sie lehnte Clary und Neville, die ohnehin weniger von Ruperts Zeit und Aufmerksamkeit beanspruchten, nicht mehr ab. Neville, der mittlerweile eine Tagesschule besuchte, hielt sie freundlich und unverbindlich auf Distanz – er sprach mit Ellen oder seinem Vater. Mit Clary war es anders. Sie spürte, dass Clary sich bemühte und es gut meinte, sie bemerkte und bewunderte unweigerlich jedes neue ihrer Kleidungsstücke. Und so versuchte sie im Gegenzug, Clary mit ihrem Aussehen zu helfen, aber außer dem festlichen Kleid, das sie ihr genährt hatte, interessierte Clary sich nicht dafür. Beim gemeinsamen Einkaufen wollte Clary nie die Sachen, die sie ihr vorschlug: »Darin komme ich mir einfach komisch vor«, sagte sie, als Zoë ihr ein süßes Matrosenkostüm aus Serge mit Messingknöpfen zeigte. Außerdem bekam alles, was sie trug, ständig Risse und Tintenflecken, und ewig wuchs sie aus allem heraus. Sie strapazierte ihre Kleidung, sagte Ellen, die sie unentwegt wusch und bügelte und flickte.

Bei ihrem Verhältnis zu Rupert hing alles in der Schwebe. Die Gefühle, die er ihr entgegenbrachte, hatte sie früher fraglos hingenommen: Er fand sie schön und begehrenswert, also natürlich liebte er sie. Doch das ganze vergangene Jahr war sie weder schön noch begehrenswert gewesen, und in ihrer Scham über ihren unförmigen Körper und die entsetzlichen Symptome, die den Zustand begleiteten, hatte sie auch seine Güte als beschämend empfunden. Sie wünschte sich, dass er sie anbetete, aber das war unmöglich; niemand wusste das besser als sie: Keine schwangere Frau hatte etwas Anbetungswürdiges an sich. Sie hatte nicht einmal mit ihm schlafen wollen, und sobald er das gemerkt hatte, hatte er sich darauf eingestellt: »Das macht doch überhaupt nichts«, hatte er gesagt. Überhaupt nichts?

Sie hatte eingewilligt, in den Schulferien nach Sussex zu fahren, und es nicht einmal als besonders schlimm empfunden, dass Rupert wegen seiner neuen Arbeit nicht mehr so lange Urlaub nehmen konnte, sondern wie seine Brüder nur zwei Wochen freihatte und dann jedes Wochenende kam. Das Alleinsein fiel ihr leichter. Sie las viel, vor allem Romane – G.B. Stern, Ethel Mannin, Howard Spring, Angela Thirkell, Mary Webb, Mazo de la Roche – und einige Biografien, vorzugsweise von königlichen Geliebten, wenn sie welche finden konnte. Sie las Agatha Christie, aber mit Dorothy Sayers konnte sie sich nicht anfreunden. Sie las *Jane Eyre*, was ihr gut gefiel, und begann *Sturmhöhe*, aber das verstand sie überhaupt nicht. Die Person, mit der sie den Umgang jetzt in Home Place am einfachsten fand, war überraschenderweise die Duchy, die sie eines Tages gefragt hatte, ob sie nicht die Blumen übernehmen wolle. Bis zu dem Sommer war die Beziehung zu ihrer Schwiegermutter von gelassener Freundlichkeit und, auf ihrer Seite, von ausgesuchter Höflichkeit geprägt, aber in den vergangenen Wochen hatte sie bisweilen gemerkt, dass die Duchy sie mit einer zurückhaltenden Güte ansah, die sie nicht im Geringsten als aufdringlich empfand, weil sie keine Reaktion einforderte. Den Vorschlag, sich um den Blumenschmuck zu kümmern, verstand sie als Geste, und so gab sie sich große Mühe damit. Dabei stellte sie fest, dass es ihr Freude bereitere und sie auch Geschick darin besaß. Danach pflückte sie die Blumen gemeinsam mit der Duchy, lernte allmählich die Namen der einzelnen Rosen und anderen Pflanzen, und später, auf ihre Bitte hin, brachte die Duchy ihr auch das Smoken bei – eine weitere Fertigkeit, die sie erwarb. Nie erwähnte die Duchy das Kind. Zoë hatte befürchtet, dass ihre größere Vertrautheit dazu führen könnte und sie unter ihrem direkten, aufrichtigen Blick Dinge sagen müsste, die sie nicht empfand oder meinte, doch das war nie der Fall. Ebenso wenig ließ sie auch nur andeutungsweise eine Bemerkung fallen, Zoë solle wieder schwanger werden. Denn der Gedanke daran – was ihr bisweilen als ihre einzige Zukunft erschien – lastete unausgesprochen, aber allzeit gegenwärtig

schwer auf ihr. In der Familie Cazalet bekam man als Ehefrau Kinder, und zwar mehrere, das galt als normal und selbstverständlich. Offenbar verspürten weder Sybil noch Villy ein ähnliches Grauen davor wie sie. Es kam ihr vor, als wären die beiden mit dem ganzen Satz mütterlicher Gefühle gesegnet, zudem schienen sie zu den Glückseligen zu gehören, die ihrem eigenen Körper, dem Unbehagen und den Schmerzen keine Beachtung schenkten. Und dann zeigten sie sich auch noch übergücklich mit dem Ergebnis, während sie selbst Säuglinge eher abstoßend fand und die meisten Kinder als eher lästig, zumindest bis sie Clarys Alter erreichten. Dieses Gefühl beherrschte sie: Sie war nicht wie Sybil und Villy. Und während sie sich ihnen vor einem Jahr überlegen gefühlt hatte – schöner und daher interessanter –, empfand sie sich jetzt als minderwertig: feig und absonderlich, ein Mensch, dem die beiden mit Entsetzen begegnen würden, wüssten sie nur darum. Und so klammerte sie sich an ihre Erschöpfung, ihre mangelnde Tatkraft und die verhaltene Beziehung zu Rupert, bei dem sie wahlweise fürchtete, er könne sie zu viel oder gar nicht lieben. Zumindest hatte er sie bislang nicht gefragt, ob sie noch ein Kind wolle.

Gegen Mittag (am Samstag) waren Neville und Lydia es leid, in der Squashhalle beim Streichen des Dachs zuzusehen, und wollten keine Boten mehr sein. »Sie geben uns nichts zu boten«, beschwerte Neville sich. Sie beschlossen, nach dem Lunch im Pear Tree Cottage einfach nicht zurückzukehren. »Dann können sie uns wenigstens nicht mehr herumkommandieren«, sagte Lydia, als sie zum Essen stapften. »Das tun sie im Moment ständig.«

»Das tun sie doch immer.«

»Natürlich wird Ellen uns dann auf den Spaziergang mit den Langweilern Wills und Roland mitnehmen wollen.«

»Wir sagen ihr, dass wir in Home Place gebraucht werden. Sie weiß es ja nicht.«

»Und was machen wir dann?«

»Das erzähle ich dir nach dem Essen. Sobald wir aufstehen dürfen, sag, dass du mit mir um die Wette nach Home Place läufst.«

Das taten sie dann auch, vollgeessen mit Fischauflauf und Orangenmarmeladekuchen, aber sobald sie außer Sichtweite waren, wollte Lydia Nevilles Plan erfahren. Allerdings hatte er keinen, was ihn ärgerte. »Ich habe mir überlegt, dir die Haare zu schneiden«, sagte er.

Lydia griff nach ihren Zöpfen. »Nein! Die lasse ich bis auf den Boden wachsen.«

»Das schaffst du nie.«

»Und warum in aller Welt nicht, wenn ich fragen darf?«, fragte Lydia in einer perfekten Imitation ihrer Mutter.

»Sobald dein Haar länger wird, wirst du größer. Es raubt dir die Kraft«, erklärte er. Das hatte er Ellen sagen hören. »Manche Frauen sind gestorben, weil ihr Haar so lang war. Sie werden immer schwächer, und am fünften Tag sterben sie.«

»Das hast du dir nicht selbst ausgedacht, ich weiß, woher du das hast. Aus dem schrecklichen Buch, wo der Suppenkaspar nichts essen mag. Aber mir ist etwas eingefallen. Bei Mr. York sind Evakuierte, wir können uns die angucken gehen.«

»Also gut. Zurück am Cottage vorbei dürfen wir aber nicht, da könnten sie uns sehen. Wir können auf dem Bauch durch das Getreidefeld vor dem Haus robben, oder wir gehen hinten durch den Wald.«

»Hintenrum ist es schneller.« Lydia wusste, dass die Leute sich aufregten, wenn man ein Getreidefeld durchquerte, auf welche Art auch immer.

»Was sind Evakuierte eigentlich?«, fragte sie, als sie durch das Wäldchen auf die Wiese hinter dem Pear Tree Cottage trabten.

»Kinder aus London.«

»Aber wir sind doch auch Kinder aus London.«

»Ich glaube, Kinder aus London, deren Eltern sie im Krieg los sein wollen.

»Die Armen! Meinst du, ihre Mütter ... geben sie einfach so weg?«

»Weiß ich doch nicht. Ich glaube, die Polizisten nehmen sie mit«, fügte er hinzu. Er wusste, dass Lydia kein Halten kannte, wenn es um Mütter ging. »Ich komme einwandfrei ohne aus«, sagte er. »Mein ganzes Leben lang schon.«

Es entstand eine Pause, bis Lydia sagte: »Mir würde es nicht gefallen, wenn sich Mr. York um mich kümmert. Oder die schreckliche Haushälterin Miss Boot. Allerdings haben sie hinter dem Haus ein süßes Klo.«

Sie kletterten über das fünfsprossige Gatter, das in den Hof der Farm führte. Dort war es sehr still, zwei oder drei braune Hennen spazierten umher und fraßen Bröckchen, nach denen sie unvermittelt pickten. Auf dem Pfosten der kleineren Pforte, hinter dem der Garten lag, hockte eine große Schildpattkatze. Die Pforte war geschlossen, und sie warfen einen Blick hinüber in den Garten, wo lauter Kohl und Sonnenblumen wuchsen, weiße Schmetterlinge umherflatterten und ein dermaßen mit Früchten beladener Apfelbaum stand, dass die Zweige sich bogen wie jemand, der schwere Einkäufe trägt. Von den Evakuierten war nichts zu sehen.

»Sie müssen im Haus sein.«

»Dann klopf an die Tür.«

»Das machst du.« Lydia hatte Angst vor Miss Boot, die sie immer ansah, als wäre sie in Wirklichkeit jemand anderes.

»Also gut.« Neville öffnete den Riegel der Pforte und ging leise den schmalen Klinkerpfad zur weiß überdachten Tür entlang. Er klopfte. Keine Reaktion.

»Klopf lauter«, sagte Lydia von der anderen Seite der Pforte.

Kaum hatte er das gemacht, wurde die Tür aufgerissen, und da stand Miss Boot – wie ein Schachtelteufel.

»Wir haben gehört, dass Sie ein paar Evakuierte haben«, sagte Neville höflich. »Wir sind gekommen, um sie uns anzusehen.«

»Die sind draußen. Ich habe ihnen gesagt, dass sie draußen bleiben sollen, bis ich sie zum Tee

rufe.«

»Wissen Sie, wohin sie gegangen sind?«

»Weit bestimmt nicht. Die treiben sich immer in der Nähe herum. Aber warum willst du zu ihnen? Ich an deiner Stelle würde zu meiner Mutter nach Hause gehen.«

»Ich habe keine«, sagte Neville ernst. Aus Erfahrung wusste er, dass das bei Frauen immer Wirkung zeigte. Auch jetzt: Plötzlich sah sie viel freundlicher drein und verschwand im Haus, um ihm ein Stück Kuchen zu holen.

»Aber ich kann's nicht essen«, sagte er zu Lydia, als sie in den Hof zurückgingen. »Da sind Samenkörner drin. Und auf ihrem Gesicht wächst auch ein Samenkorn. Es muss beim Backen auf sie gefallen sein.«

»Das kann kein Samenkorn sein.«

»Doch! So ein brauner Fleck, aus dem etwas gewachsen ist. Jede Wette, dass das ein Samenkorn war. Magst du davon?«

»Ich habe keinen Hunger. Wir können ihn ja den Hühnern geben, aber erst hinten beim Kuhstall, damit sie uns nicht sieht.«

Im Stall fanden sie die Evakuierten, zwei Jungen und ein Mädchen. Schweigend saßen sie zusammengekauert in einer Ecke und taten offenbar gar nichts. Eine Weile starrten sich alle an. »Hallo«, sagte Lydia dann. »Wir kommen euch besuchen. Wie heißt ihr denn?«

Wieder herrschte Stille. »Norma«, sagte das Mädchen schließlich. Sie war eindeutig die Älteste. »Tommy und Robert.«

»Ich bin Lydia, und das ist Neville. Wie alt seid ihr?«

»Neun«, antwortete das Mädchen. »Und Robert ist sieben und Tommy sechs.«

»Wir sind beide acht.«

»Hier gefällt's uns nicht«, sagte Norma. Tommy begann zu schniefen. Sie verpasste ihm einen Klaps aufs Ohr, und er verstummte sofort. Beschützend legte sie einen Arm um ihn.

»Nee«, sagte Robert. »Wir wollen heim.«

»Na ja, das geht wohl nicht«, erklärte Neville. »Nicht, wenn es Krieg gibt. Dann fallen Bomben auf euch. Aber in ein paar Jahren könnt ihr bestimmt zurück.«

Tommy verzog das Gesicht, holte schauernd Luft und lief dunkelrot an.

»Verdammt noch mal!«, sagte das Mädchen. »Schau, was du angerichtet hast.« Sie schlug Tommy auf den Rücken, und er heulte auf. »Ich will aber jetzt nach Hause«, greinte er. »Ich will meine Mum.« Er hackte mit den Fersen auf den Boden ein. »Ich will sie jetzt!«

»Der Arme!«, rief Lydia und lief zu ihm.

»Pass auf«, sagte Norma warnend. »Der beißt. Wenn er sich aufregt.«

Lydia trat zwei Schritte zurück. »Es wird ganz bestimmt nicht Jahre dauern«, sagte sie. »Neville, wo hast du deinen Kuchen?«

Gerade wollte Neville ihn ihr geben, da hatte Robert sich den Kuchen schon geschnappt und verschlang praktisch das ganze Stück mit einem Bissen. Norma beäugte ihn angeekelt. »Du hast Würmer«, sagte sie. »Hab ich's dir nicht gesagt?«

»Hab ich nicht.«

»Hast du schon. Ich sag's der Miss im Haus.«

»Würmer?«, fragte Neville. »Wo denn? Ich kann keinen einzigen sehen.«

»Die sind in seinem Bauch«, erklärte Norma. »Er muss dauernd futtern. Er braucht eine ordentliche Dosis.«

Tommy, der das Erscheinen und Verschwinden des Kuchens aufmerksam verfolgt hatte, legte jetzt den Kopf in den Schoß seiner Schwester, was sein Schluchzen dämpfte.

»Wie schade, dass sie in dir drin sind«, sagte Neville zu Robert. »Dann kannst du sie ja gar nicht kennenlernen.«

»Er ist von einem Huhn gestochen worden«, erzählte Norma, »als er ein Ei aus dem Nest klauen wollte.«

»Hühner stechen nicht«, widersprach Lydia. »Das muss eine Biene gewesen sein. Was macht dein Vater?«, fragte sie dann. Sie hatte das Gefühl, das Thema wechseln zu müssen.

»Er fährt einen Bus.«

»Guter Gott! Wirklich?«

»Das hab ich doch gesagt.« Sie zog ihr Kleid hoch, das aus einem glänzenden blauen Stoff war, wie Satin, und putzte Tommy die Nase an ihrem Schlüpfel. »Was macht ihr hier denn so?«

»Wir fahren an den Strand, machen Picknicks, schwimmen ...«, setzte Lydia an.

Aber Robert unterbrach sie. »Ich bin am Meer gewesen«, prahlte er. »Da bin ich gewesen, und ich hab es mit beiden Händen angefasst.«

»Ja, und auf dem Heimweg im Bus hast du gekotzt«, sagte Norma vernichtend. Die ganze Zeit pickte sie geistesabwesend irgendetwas aus Tommys sehr kurzem Haar. Es war wirklich sehr kurz, fast wie ein gemähter Rasen, dachte Lydia. Roberts sah genauso aus. Norma bemerkte Lydias Blick. »Nissen«, erklärte sie. »Die Miss im Haus hat gesagt, dass sie Nissen haben, also hat sie ihnen die Haare abgeschnitten und mit was Scheußlichem gewaschen. Gestunken hat das, sag ich euch!«

»Du hast sie selber gehabt«, sagte Robert.

»Hab ich gar nicht«, widersprach sie und wurde rot.

»Was sind Nissen?«, fragte Neville und hockte sich neben Norma. »Hast du noch welche? Kann ich eine sehen?«

»Nein, kannst du nicht. Die sind alle weg. Du bist frech«, fügte sie hinzu.

»Du bist frech«, stimmte Robert ihr bei, und beide funkelten Neville an.

Lydia sagte: »Das hat er aber nicht so gemeint, oder, Neville?«

»Das weiß ich nicht so genau«, antwortete Neville. »Vielleicht, aber vielleicht auch nicht.«

»Sollen wir etwas spielen?«, schlug Lydia vor. Der Besuch lief nicht ganz so ab, wie sie es sich vorgestellt hatte.

»Hier gibt's nirgends was zu spielen«, sagte Robert.

»Was meinst du damit?«

»Es gibt keine Bürgersteige, keine Kanäle – kein gar nichts. Bloß Gras«, schloss er verächtlich.

»Was macht ihr an einem Kanal?«

»Wir stellen uns auf die Brücke, und wenn unten die Kähne durchfahren, spucken wir drauf. Wir rufen, dann schauen die Männer hoch, und wir spucken ihnen genau in die Augen.«

»Das ist frech«, sagte Neville triumphierend. »Das ist unglaublich frech.«

»Ist es nicht«, widersprach Norma. »Mum sagt, dass es nur Lumpazi sind. Geschieht ihnen recht. Außerdem ist es ein Jungenspiel, da mache ich nicht mit.«

»Was sind Lumpazi?«

»Zigeuner. Das weiß doch jeder. Ihr nicht?«

»Wir wissen andere Sachen«, antwortete Neville. »Wir wissen unglaublich viele andere Sachen.«

»Gehen wir doch zum Teich«, sagte Lydia verzweifelt. Warum konnten sie sich nicht alle einfach verstehen?

Eher widerstrebend willigten sie ein, zum Teich zu gehen, der am Fuß eines steilen Abhangs im Feld neben Mr. Yorks Haus lag. Ringsum standen Binsen, am seichteren Ende wirkte die Erde wie gestempelt von den Hufen der Kühe, die dort zum Trinken kamen.

»Schaut mal, da sind Libellen«, sagte Lydia mit wenig Hoffnung – sie ahnte, dass sie ihnen nicht gefallen würden.

»Wenn sie mir auch nur in die Nähe kommen, murks ich sie ab«, drohte Robert. Er kratzte etwas Schorf von seinem Knie und steckte ihn sich in den Mund. Davon abgesehen waren seine Beine weiß wie ein Fisch und so dünn, dass seine schwarzen Stiefel zu groß aussahen.

»Wird dein Vater auch Soldat?«, fragte Neville.

Robert zuckte mit den Schultern, aber Norma sagte: »Vielleicht, aber vielleicht auch nicht. Wenn er geht, sagt Mum, ist es nicht schade drum. Man kann Männern nicht trauen. Die wollen immer nur das Eine.«

»Das Eine?«, sagte Neville auf dem Rückweg zu Lydia. Zur Erleichterung aller hatte Miss Boot die Evakuierten zum Tee ins Haus gerufen. »Welches Eine? Das muss ich wissen, denn wenn ich groß bin, werde ich es auch wollen. Und wenn es mir nicht gefällt, überlege ich mir etwas anderes, das ich will.«

»Ich kann genauso was wollen wie du.«

»Sie hat nicht gesagt, dass Frauen das Eine wollen.«

»Das ist mir egal. Ich schon.«

Den ganzen Heimweg über kabbelten sie sich.

»Mein Schatz, was möchtest du zu deinem Moorhuhn?«

Diana blickte auf die große, von Hand geschriebene Speisekarte. »Was nimmst du?«

»Blumenkohl, grüne Bohnen, Broccoli, Erbsen ...«, schlug der neben ihnen aufragende Kellner vor.

»Grüne Bohnen, denke ich.« Es war schrecklich: Jetzt lud Edward sie zu einem feudalen Lunch im Berkeley^[6] ein, wahrscheinlich dem letzten für ewig lange Zeit, und sie hatte nicht den geringsten Appetit. Aber das zu sagen wäre unklug: Wie Ludwig XIV., über den sie in letzter Zeit einiges gelesen hatte, wollte auch Edward, dass seine Frauen herzhaft aßen und tranken. Seine Frauen! Im vergangenen Jahr hatte sie der lähmende Verdacht beschlichen, dass eine Frau namens Joanna Bancroft, die sie bei einer Dinnerparty getroffen hatte, eine von Edwards Flirts, wenn nicht gar eine handfeste Affäre gewesen war. Während des Dinners war Edwards Name gefallen, und da hatte die junge Frau – jünger als Diana, kaum mehr als ein Mädchen – gesagt: »Ach, Edward! Das sieht ihm ähnlich!«, als wäre er ein guter alter Freund. Aber später, als sie sich im Schlafzimmer der Gastgeberin die Nasen puderten und sie, Diana, gefragt hatte, ob sie Edward gut kenne, hatte das Mädchen eher distanziert gemeint, sie sei ihm während eines Wochenendes bei Hermione Knebworth begegnet. Diese betont lässige Antwort hatte ihren Verdacht geweckt. Dann hatte sie Edward nach Mrs. Bancroft gefragt und sofort gemerkt, dass er log. Er war geschmeidig und forsch gewesen, war ihrem Blick aber ausgewichen. Klugerweise hatte sie daraufhin geschwiegen, aber das hatte ihre Unsicherheit noch gesteigert. Die war wenige Wochen vor der Bancroft-Episode ohnehin schon durch seine Offenbarung geschürt worden, dass Villy wieder ein Kind erwarte. Bis zu dem Zeitpunkt hatte er ihr zu verstehen gegeben, oder vielmehr sie nicht daran gehindert zu glauben, dass jede intime Beziehung zwischen ihm und Villy vor Jahren ein Ende gefunden habe. In ihrer rasenden Eifersucht hatte sie nicht lockerlassen können und ihn, wie ihr später bewusst wurde, mehr oder minder dazu gedrängt zu sagen, dass das Kind Villys Wunsch gewesen sei, dass sie noch ein weiteres haben wollte, und er habe sich außerstande gesehen, ihr das zu verwehren. Da schließlich war ihr klar geworden, dass er Auseinandersetzungen dieser Art nicht ertragen konnte – jeder moralischen Art, vermutete sie. Und als er in ihrer Achtung sank (seine Einstellung zu dem neuen Kind und seiner Frau wurden ihr weiterhin im falschen Licht präsentiert, das wusste sie genau), schwand auch ihr schlechtes Gewissen und machte ihren Hoffnungen und ihrer Entschlossenheit Platz. Wenn er ein armer Kerl war, dann hatte sie umso mehr das Recht, ihn für sich zu beanspruchen.

Sie hob ihr Glas Champagnercocktail, um mit Edward anzustoßen.

»Glücklich?«, fragte er.

»Was denkst du denn?«

Ihr Kaviar kam – ein adrettes Töpfchen mit dickem Rand in einem Beet aus gehobelten Eisspänen, begleitet von dünnen Toastdreiecken, die gewärmt und in eine Serviette gehüllt serviert wurden. Ein junger Kellner reichte ihnen dazu gehacktes Ei, Zwiebelwürfel und Petersilie, während der Sommelier aus einer gefrosteten Flasche Wodka in kleine Gläschen schenkte.

»Mein Schatz, ich werde einen Schwips bekommen!«

»Das macht nichts, ich fahre.« Damit bezog er sich, wie sie wusste, nicht auf ihre spätere Fahrt nach Sussex, sondern auf das zuvor stattfindende Zwischenspiel in der Lansdowne Road. Als ahnte er ihre unterschwellige Befürchtung deswegen, sagte er: »Ich schwöre dir, wir sind dort absolut sicher. Die gesamte Familie ist in Sussex und bereitet sich auf die Ankunft der Kinderherberge vor. Villy ist für die Verdunklung zuständig. Außerdem ist sie auch ... anderweitig beschäftigt.« Das war, wie sie ebenfalls wusste, ein verhaltener Verweis auf Roland, das Kind, das im April zur Welt gekommen war, zwei Monate, nachdem sie erstmals von seiner Existenz gehört hatte.

»Natürlich vertraue ich dir«, sagte sie, und er griff lächelnd nach ihrer Hand.

»Das weiß ich«, erwiderte er und drückte sie. »Du bist famos, und ich bin ein absoluter Glückspilz.«

Solange sie ihren Kaviar aßen, beobachteten sie, wie einem Paar am Nachbartisch *Canard à la presse* serviert wurde – ein älteres Ehepaar, das kaum miteinander sprach. Der Mann klemmte sich sein Monokel ins Auge, um das Aufschneiden der Entenbrust zu verfolgen, während die Frau angewidert ihren Mund in einem winzigen Spiegel betrachtete. Die Bruststücke wurden auf eine Silberplatte über einem Spiritusbrenner arrangiert. »Kennst du die Geschichte der Frau, die ein Kleid mit einem sehr tiefen Dekolleté trug?«, fragte Edward. Diana schüttelte den Kopf. »Also, eine von ihnen, na, ihren Brüsten fiel heraus, und ein junger Kellner steckte sie zurück.«

»Das zeugt von Savoir-faire.«

»O nein, gar nicht. Der Oberkellner kam zu ihm und zischte: ›In diesem Restaurant verwenden wir dafür einen angewärmten Suppenlöffel.««

»Liebling, das hast du erfunden!«

»Habe ich nicht. Ein Bekannter von mir war dabei.«

Mittlerweile war die Karkasse ausgepresst, und der gewonnene Fleischsaft wurde in einer silbernen Sauciere über einem zweiten Spiritusbrenner erhitzt.

»Stell dir vor, alle würden das bestellen«, sagte Diana. »Was würden sie dann machen?«

»Dann hätten sie ein Problem. Ich persönlich mache mir nicht viel daraus – es ist mir zu üppig. Ich bevorzuge Hausmannskost.«

»Hausmannskost! Willst du Kaviar und Moorhuhn im Ernst als Hausmannskost bezeichnen? Das ist Essen für eine Dinnerparty!«

»Na ja, das ist ja auch eine sehr kleine, intime Dinnerparty. Ich habe heute Geburtstag.«

Nach einer Schrecksekunde, in der sie überlegte, ob sie den Tag tatsächlich vergessen haben

könnte, sagte sie: »Du hast im Mai Geburtstag!«

»Ich habe ihn einmal im Monat.«

»Dann musst du ja uralt sein.«

»Bin ich auch. Aber für mein Alter exzellent erhalten.« Der Sommelier brachte den Rotwein und schenkte Edward etwas in sein Glas. Er steckte die Nase hinein und nickte. »Der ist gut. Schenken Sie doch bitte gleich ein.«

»Was trinken wir?« Sie wusste, dass es ihm gefiel, wenn sie Interesse am Wein zeigte.

»Ein Pontet-Canet, Jahrgang '26. Ich dachte, er würde gut zu unserem Moorhuhn passen.«

»Köstlich.« Einer der Unterschiede zwischen ihrem Mann und Edward war, dass Angus tat, als wäre er reich, ohne reich zu sein, während Edward sich nur ein klein wenig reicher verhielt, als er in Wirklichkeit war. Sie fand es wunderbar, mit einem Mann zusammen zu sein, bei dem ein Essen wie dieses nicht wochenlanges Knapsen in jeder anderen Hinsicht bedeutete. Außerdem war es wunderbar, mit einem Mann zusammen zu sein, der nicht vorgab, dass die schönen Dinge des Lebens ihn anödeten. Angus gefiel sich darin, zu tun, als bereiteten jede Freude und jede Extravaganz ihm Überdruß, als habe er schon viel zu viel von allem erlebt, wohingegen Edward, der ihrer Ansicht nach die ganze Zeit ein ziemlich schönes Leben führte, sich immer darüber freute und das auch zugab.

»Das ist jetzt doch schön, oder nicht?«, sagte er gerade und machte sich über sein Moorhuhn her. »Eine ziemlich kluge Idee von mir, den Vormittag in den Lagerhallen zu verbringen. Ein wirklich hieb- und stichfestes Alibi. Und dann muss ich natürlich für Villy alle möglichen Sachen aus der Lansdowne Road holen, und dann wird der Verkehr aus London hinaus höllisch sein.«

»Das wird er sicher.«

»Warten wir's ab. Das Wichtigste ist, die Gegenwart zu genießen und die Zukunft sich selbst zu überlassen.«

Aber das geht nicht, dachte sie mehrere Stunden später, als sie in Edwards großem Ankleidezimmer im Bett lag. Oder vielleicht doch, aber dann bleibe auch ich mir selbst überlassen. Ihre Zukunft erstreckte sich öde und trostlos vor ihr, sie hatte das Gefühl, einfach mitgeschleppt zu werden. Wenn es Krieg gäbe, und selbst Edward glaubte offenbar, dass es dazu kommen würde, säße sie den ganzen Winter mit Isla und Jamie in Wadhurst in dem feuchten kleinen Cottage mit dem vielen dunklen Holz fest. Natürlich liebte sie Jamie, aber ihre Schwägerin strapazierte ihre Geduld über die Maßen. Alternativ könnte sie den Winter – oder gar den ganzen Krieg – in Schottland bei Angus' Eltern verbringen, die sie nicht mochten und wo nicht die geringste Chance bestand, sich jemals mit Edward zu treffen. Angus, der wie immer dort blieb, bis er die beiden älteren Jungen ins Internat nach Südeuropa zurückbrachte, hatte verkündet, er werde sich zur Armee melden, sodass er den Großteil der Zeit aus dem Weg wäre, aber dann würde Edward vermutlich ebenfalls fort sein. Er hatte sich bereits zur Marine gemeldet, war aber abgelehnt worden, doch früher oder später würde er irgendwo unterkommen. Vergangenes Jahr hatte sie dasselbe Gefühl gehabt, daran konnte sie sich noch genau erinnern, aber damals hatte es wunderbarerweise einen Aufschub gegeben. Einen solchen Glücksfall konnte man kein zweites Mal erwarten. Edward schlief. Sie drehte sich zu ihm. Er lag auf der Seite, ihr zugewandt, den linken Arm über sie geschlungen, die Hand umfasste leicht ihre rechte Brust – sein Liebling, sagte er immer. Sie hatte unmodisch große Brüste, aber ihm gefielen sie, sein Liebesspiel fing immer bei ihnen an. Im Schlaf besaß sein Gesicht eine vornehme Schlichtheit: die breite Stirn mit dem spitzen

Haaransatz, der nicht ganz mittig war, die relativ große hakenförmige Nase, deren Löcher jeweils ein seidiges, üppig gekringeltes Haar zierte – normalerweise nur sichtbar, wenn er den Kopf in den Nacken warf –, der leichte Schatten unter seinen Wangenknochen (wenn er abends ausging, rasierte er sich zweimal am Tag), sein Kinn mit dem kleinen Grübchen und darüber der adrette, borstige Schnurrbart – stets sorgsam wie eine Hecke beschnitten –, der die lange, schmale Oberlippe, die im starken Kontrast zu seiner vollen Unterlippe stand, kaum verbarg. Schlafende nahm man anders wahr, überlegte sie. Die offenen Augen des anderen lenkten einen davon ab, wahrzunehmen, was für einen Menschen man tatsächlich vor sich hatte. Jetzt, weil sie sich bald trennen mussten, weil der Sex gut gewesen war – der beste überhaupt, hatte er gesagt – und er attraktiv und verwundbar neben ihr lag, stieg eine Woge der Liebe in ihr auf, romantisch und mütterlich zugleich. »Weck mich, wenn ich einschlafen sollte«, hatte er gesagt. »Wenn wir zu spät wegkommen, sitze ich in der Tinte.« Die Bemerkung eines Schuljungen.

Sie berührte sein Gesicht. »Wach auf, alter Junge«, sagte sie. »Es ist Zeit.«

Aber dann, auf der Rückfahrt, gerieten sie in einen Streit. Bis er das Auto beladen hatte, war es halb sechs und damit Stunden später als geplant. Er hatte ihr die Beifahrertür geöffnet und gesagt: »Guter Gott! Jetzt habe ich Villys Schmuck vergessen«, war ins Haus zurückgegangen und mit einer großen viktorianischen Schmuckschatulle unter dem Arm wiedergekommen. Er setzte sich auf den Fahrersitz, konnte den Autoschlüssel nicht finden, und um in seinen Taschen danach zu suchen, schob er die Schatulle nachlässig zu ihr hinüber. Sie war nicht abgeschlossen, und der ganze Inhalt ergoss sich über ihren Schoß und den Boden. »Oje, wie ungeschickt von mir!«, sagte er und steckte den Schlüssel ins Zündschloss. Stundenlang, so kam es ihr vor, klaubte sie Schmuckstücke auf. Viele von ihnen lagen in abgeschabten Lederbehältern, die sich ebenfalls öffneten, weil die Verschlüsse kaputt waren. Schweigend legte sie Granatohrringe, Strassketten, Broschen und einen ganzen Satz Topase und Perlen in ihre Kästchen zurück – Villys gesamter Schmuck, den er ihr geschenkt hatte. Nichts, das sie wissen, geschweige denn sehen wollte. Die Schatulle hatte ein kleines Brahmahschloss, dessen Schlüssel an einer roten Schleife am Griff hing. Sie band ihn los, verschloss die Schatulle, drehte sich im Sitz um und stellte sie auf die Rückbank. Sie spürte blanken Neid und nackte Angst und konnte sich nicht beherrschen zu fragen: »Was hast du ihr zum letzten Kind geschenkt?«

»Die Topase«, antwortete er knapp. Und dann: »Guter Gott, Diana, warum in aller Welt willst du das wissen?«

»Ich bin neugierig.«

»Dann hör auf damit. Das hat nichts mit dir zu tun. Mit uns«, fügte er versöhnlicher hinzu.

»Hat es aber doch, nicht wahr? Ich meine, du hast mir gesagt, du hättest dem Kind nur zugestimmt, weil Villy es sich so sehr gewünscht hat. Also kommt es mir ziemlich merkwürdig vor, wenn du ihr obendrein zur Geburt noch Schmuck schenkst.«

»Ich habe ihr nach jedem Kind ein Schmuckstück geschenkt. Da konnte ich es dieses Mal kaum anders halten.« Nach kurzem Schweigen fragte er: »Oder?«

»Natürlich nicht.«

Entweder überhörte er ihren Sarkasmus, oder er ignorierte ihn, denn er sagte: »Ich wette, dass Angus dir nach der Geburt der Jungen auch etwas geschenkt hat.« Und dann fügte er mit einer in ihren Augen unvorstellbaren Dummheit hinzu: »Lass uns das Thema beenden, ja?«

Bilder von Angus, betrunken und rührselig nach ihrem Erstgeborenen, und von dem idiotischen

Pelzmantel, den er ihr kaufte, tauchten vor ihrem geistigen Auge auf. Bitter sagte sie: »Ach ja. Nach Ians Geburt schenkte er mir einen Pelzmantel – einen wadenlangen Skunk, den ich zum Geschäft zurücktragen musste, sobald ich das Haus verlassen konnte.«

»Warum denn das?«

»Weil er nicht das Geld hatte, ihn zu bezahlen. Bis ich den Mantel zurückbringen konnte, war der Scheck schon geplatzt.«

»Wie entsetzlich für dich. Du Arme!« Doch dann fuhr er fort: »Aber er meinte es sicher gut.«

»Er meinte gar nichts. Er wollte einfach als die Sorte Mann dastehen, der seiner Ehefrau einen Pelzmantel schenkt. Er hat all unseren Freunden davon erzählt, und als sie ihn sehen wollten, sagte er, er habe ihn zurückschicken müssen, weil ich aus einem lächerlichen Prinzip heraus keinen Pelz trüge.«

Darauf gab Edward keine Antwort. Sie fuhren Whitehall hinunter, Polizisten dirigierte mit Sandsäcken beladene Lastwagen in die Downing Street und vor die Türen von Regierungsgebäuden. Es herrschte wenig Verkehr.

»Und so«, fuhr Diana fort – sie war gereizter und gleichzeitig leichtfertiger Stimmung –, »hat er mir nach Fergus natürlich nichts mehr geschenkt. Und auch nicht nach Jamie.« Das ist verrückt, dachte sie. Warum sage ich so hässliche, unbedeutende, dumme Sachen? Plötzlich bekam sie Angst. »Edward ...«

»Wenn du das Thema schon ansprichst«, sagte er. »Es kommt mir ziemlich merkwürdig vor, dass du dich aufregst über das Kind, das Villy bekommen hat, während du und ich miteinander schlafen, obwohl du genau dasselbe machst.«

»Ich habe dir nie gesagt, dass ich nicht mehr mit Angus schlafe! Ich habe gesagt, dass ich nie Lust dazu habe! Außerdem war es bei Jamie ganz anders.«

Die Frage, inwieweit es ganz anders war, wollte er nicht vertiefen. »Wenn es darum geht – ich kann mich nicht erinnern, dir gesagt zu haben, dass ich nie mit Villy schlafe. Ich habe nicht darüber gesprochen, weil ...«

»Weil was?«

»Einfach, weil es nichts ist, worüber man spricht.«

»Du meinst, es könnte peinlich sein?«

»Ja«, stimmte er ingrimmig zu, »das könnte es zweifelsohne.«

Vor Waterloo Station stand eine ganze Schlange von Bussen voller Kinder, die in den Bahnhof gelangen wollten. Als sie langsam an einem der Busse vorbeifuhren, drangen daraus schrille Stimmen hervor, die im Singsang wiederholten: »Jeepers Creepers, where'd ya get those peepers? Jeepers Creepers, where'd ya get those eyes?«

»Die armen Wichte«, sagte Edward. »Für einige von ihnen ist es bestimmt das erste Mal überhaupt, dass sie aufs Land fahren.«

Das rührte sie. Sie legte ihm eine Hand aufs Knie. »Liebling, ich weiß nicht, was in mich gefahren

ist! Ich bin so niedergedrückt, und jetzt ist unsere schöne Zeit vorbei. Wahrscheinlich habe ich wahnsinnige Angst, dass du irgendwohin geschickt wirst und ich dich nie mehr sehen kann. Es ist dumm, sich zu streiten, wenn sowieso alles so schrecklich ist.«

»Mein Schatz! Hier, nimm mein Taschentuch. Du weißt, ich ertrage es nicht, wenn du weinst. Natürlich streiten wir uns nicht. Und eins verspreche ich dir.« *

Eine Serie, die süchtig macht

Als im September 1939 Großbritannien dem Deutschen Reich den Krieg erklärt, verbringt die Familie Cazalet gerade ihre Ferien in Sussex. Während die Väter und Söhne eingezogen werden, bleiben die Frauen auf dem Land und trotzen den kriegsbedingten Einschnitten. Vor allem die Jugend lässt sich nicht unterkriegen: Die drei Cousinen Louise, Polly und Clary brennen darauf, das Leben kennenzulernen. □

Modern and classic cars 3 Ebooks - Compre o eBook Die Zeit des Wartens: Die Chronik der Familie Cazalet Roman (Cazalet-Chronik 2) (German Edition), de Elizabeth Jane Howard, Ursula Best Die Zeit Des Wartens of 2019 - Top Rated & Reviewed - Die Jahre der Leichtigkeit: Die Chronik der Familie Cazalet Roman (Cazalet-Chronik 1) (German Edition) Unlike print books, digital books are subject to VAT. Online lesen Die Kunst des Wartens [exhibition held at ICI - ... des Wartens: Die Chronik der Familie Cazalet Roman (Cazalet-Chronik 2) (German Edition) Casting Off (The Cazalet Chronicle Book 4) (English Edition). Die Zeit des Wartens: Die Chronik der Familie Cazalet Roman - Familienchronik Online lesen Die Kunst des Wartens [exhibition held at ICI - Die zeit des wartens die chronik der familie cazalet roman cazaletchronik 2 german edition. Contemporary learning theories volume ii instrumental conditioning Dreams and whispers Ebooks - Zeit des Wartens Familie Cazalet Bd.2 - Howard, Elizabeth Jane. 16,90 Collection Elizabeth Jane Howard 5 Books Set Livres de Elizabeth Jane Howard. der Familie Cazalet Roman (Cazalet-Chronik 2) (German Edition) Die Zeit Des Wartens - Die Chronik Der Familie Cazalet Roman - 34 el tercer engao coleccion eternal spanish edition. Midlife Accidental rendezvous mills boon medical the audley book 19 the audley series 22. Cheers Die acht gesichter am biwasee klassiker der erotik nr 61 german edition. Die zeit des wartens die chronik der familie cazalet roman cazaletchronik 2 german edition. Sitemap - Best books online - Www.geschenk-geschenke-geschenkideen.de Amazon Books. Ein Inspector-Rebus-Roman German Edition By Ian Rankin.pdf Minuten Bariello-Reihe 2 German Edition By Isabelle Richter.pdf... »Sie Haben Es Doch Gut Gemeint«: Depression Und Familie German Edition By Josef Giger-Bütler.pdf A dog named wishbone Ebooks - raiwicosen.ml Ebooks - ... of 2019 - Top Rated & Reviewed. Category: Books Gratins les indispensables t 3 french edition Ebooks - Sevim Canan has 253 books on Goodreads, and is currently reading Die Zeit des Wartens:

Die Chronik der Familie Cazalet Roman (Cazalet-Chronik 2) Die Jahre der Leichtigkeit von Howard, Elizabeth Jane - Gunquick the gunsmith book 174. Die zeit des wartens die chronik der familie cazalet roman cazaletchronik 2 german edition. Geburtshilfe in der tiermedizin

Relevant Books

- [[DOWNLOAD](#)] - Download ebook My Heart, My Kingdom's Prince: Love doesn't see age or color (My Heart Series Book 4)
-
- [[DOWNLOAD](#)] - Download book Infectious Diseases and Nanomedicine III: Second International Conference (ICIDN - 2015), Dec. 15-18, 2015, Kathmandu, Nepal (Advances in Experimental Medicine and Biology Book 1052)
-
- [[DOWNLOAD](#)] - Download The Redemption of the Lonesome Sheriff: A Historical Western Romance Book pdf
-
- [[DOWNLOAD](#)] - Buy Book Impatience: A Nova Scotia Murder Mystery (Nova Scotia Murder Mysteries Book 2) online
-
- [[DOWNLOAD](#)] - Ebook Expectant Mistress (Expecting! Book 2010) pdf, epub
-